47594
22.5

WIDENER
HN Y4NJ Y

Goethe

im zwanzigsten Jahrhundert

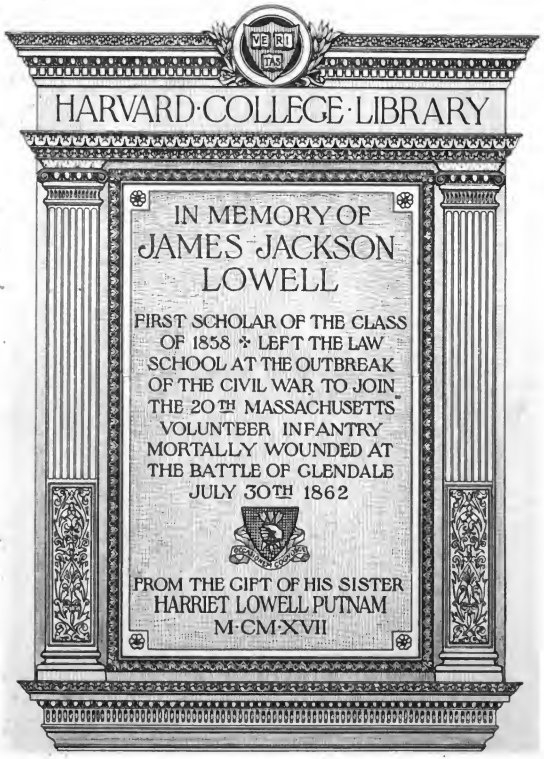
von

Wilhelm Bölsche

4. Auflage

Berlin
Franz Wunder

47594.22.5



O HARRASSOWITZ
CHHANDLUNG
LEIPZIG:

Goethe

im zwanzigsten Jahrhundert

Von

Wilhelm Bölsche

Vierte neu durchgesehene Auflage

Berlin
Verlag von Franz Wunder
1903

47594.22.5

HARVARD COLLEGE
DEC 6 1924
LIBRARY

J. J. Lowell fund

Vorwort zur vierten Auflage.

In den letzten Tagen des August 1899 fand in Frankfurt am Main die große Feier zu Goethes hundertfünfzigstem Geburtstage statt. Es war ein schönes Fest in monumentalem Stil, allen Beteiligten eine gute Erinnerung. Zu seinen besten Momenten gehörte, daß der politischen Parteien Sturm und Hader sich vor dem Bilde Goethes auf eine Woche selber Waffenstillstand geboten hatte. Ein einheitlicher Festausschuß aus Vertretern aller Farben regelte den Lauf der Dinge, auf daß nicht eine Veranstaltung die andere störe. So erhielt die Frankfurter Arbeiterschaft den Abend des 26. August zu ihrer Goethefeier zuerteilt. Zweitausend Menschen fanden sich da in würdigem Ernst zusammen, — über kein Publikum würde sich der alte Goethe selber wohl mehr verwundert haben wie über dieses, mit dem eine neue Zeit bei ihm anklopfte.

In der Festrede dieses Goethe-Abends der Arbeiter ist der Umriß dieses Vortrages zuerst von mir gegeben worden.

Am 17. Februar des folgenden Jahres waren dreihundert Jahre verflossen seit einem dunklen Tage der menschlichen Geistesgeschichte, der in der wunderbaren Fügung der Dinge aber zuletzt doch auch zu einem gewissen Gnaden-

Y 739

tage der Menschheit geworden ist: nämlich seit dem Datum, da der Nolaner Ex-Mönch Giordano Bruno auf dem allerdings nicht so ganz stilvollen Wege des Scheiterhaufens in den tiefen Ur-Schoß seiner innig verehrten Gottnatur zurückverwandelt wurde. Im Anschluß an eine Erinnerungsfeier zu diesem 17. Februar 1900 bildete sich neben anderen, ähnlichen Versuchen auch der „Giordano Bruno-Bund für einheitliche Weltanschauung" in Berlin, der seither in lebhaftestem Aufblühen begriffen ist und durch eine große Reihe wissenschaftlicher und volkstümlicher Vorträge im Bürgersale des Berliner Rathauses sich bereits einen tüchtigen Namen gemacht hat. Auch das ein Stück neue Zeit!

Dieser Bruno-Bund, dem es verständiger Weise um Wichtigeres zu tun war, als bloß etwas Bruno-Kultus selbst, versammelte am 2. September 1900 seine Freunde ebenfalls zu einer stimmungsvollen Goethe-Feier. Auch hier erschienen über zwölfhundert Zuhörer und mir fiel abermals das Los der Festrede zu.

Der Wunsch tauchte auf, es möchte diese Goethe-Rede aus dem Bruno-Bunde (gleich anderen Vorträgen des Bundes) auch im Druck zu haben sein. Ich habe sie also, nachdem sie zum Zweck damals frei improvisiert worden war, nachträglich niederzuschreiben versucht. Da der Faden in der Hauptsache aber der gleiche war, wie in der Frankfurter Rede, so kann diese Niederschrift im wesentlichen auch für die Hörer von dort mit gelten, zumal ich mit Fleiß ein paar dort mehr betonte Punkte auch hier nachgetragen habe. Manches ist in der Schrift natürlich überhaupt erst beiden Reden gegenüber so herausgearbeitet, wie ich es wünschte. Doch habe ich der Versuchung widerstanden, eine eigentliche

breiter auslegende Goethe-Schrift daraus zu machen, — der Charakter des „Vortrages" ſollte bleiben. Ein Vortrag iſt ja immer nur ein Aperçu, eine Stimmung, nicht mehr. Er ſtreut ein paar Körner, iſt aber kein Säemann von Profeſſion. Aber die Goethe-Literatur iſt ohnehin ſchon ſo groß, daß es auf ein Heftchen mehr nicht mehr ankommen kann. Und ich konſtatiere mit Freude, daß die Schrift ſogar ſo viel wohlwollendes Entgegenkommen gefunden hat, daß wiederholter Neudruck nötig wurde.

Friedrichshagen bei Berlin, im Januar 1903.

Wilhelm Bölſche.

Der Lobgeſang der Menſchheit, dem die Gottheit ſo gerne zuhören mag, iſt niemals verſtummt, und wir ſelbſt fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden verteilten harmoniſchen Ausſtrömungen bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweiſe, bald in einem herrlichen Vollgeſang vernehmen. Freilich müßte man mit reinem friſchen Ohr hinlauſchen, und jedem Vorurteil ſelbſtſüchtiger Parteilichkeit, mehr vielleicht als dem Menſchen möglich iſt, entſagen.

Goethe

in der „Geſchichte der Farbenlehre".

Dreimal fünfzig Jahre ſind es rund, die uns von Goethes Geburt trennen, von dem vergilbten Frankfurter Zeitungsblatt des 2. September 1749, in dem wir leſen, daß „Freytags, den 29. ditto (nämlich Auguſt) Hr. Joh. Caſpar Göthe, Ihro Röm. Kayſerl. Majeſtät würcklicher Rat, einen Sohn Joh. Wolffgang“ „hierüben in Franckfurt“ habe taufen laſſen.

Wie kurz das im Grunde iſt. Dreimal ein Menſchenleben, wenn wir ihm fünfzig Jahre geben; Goethe ſelbſt iſt dreiundachtzig geworden. Drei Generationen. Die erſte hat ihn aufſteigen ſehen, die zweite hat ihn ſterben ſehen. Die dritte erſt erlebt ihn eigentlich.

Noch ſind Leute bei uns, die ihn gekannt haben. Der Stuhl, auf dem er geſtorben iſt, ſteht noch an ſeinem Platze. Sein ſchriftlicher Nachlaß ſcheint unerſchöpflich. Mißt man, was wir ganz in den letzten Jahren von ihm erhalten haben, nachdem neue Quellen aufgetan ſind, ſo möchte man ihn noch den fruchtbarſten Tagesſchriftſtellern zugeſellen.

Und doch iſt das nur das Äußerliche.

Wir bemerken ein inneres Fortarbeiten ſeiner Gedankentat, das uns in Atem erhält, als müßten

wir ihm im nächſten Augenblick noch ſelber begegnen, — als unterliege er bloß einem zufälligen Zauber, der ihn unſichtbar macht. Wir begreifen etwas von jener Stimmung der Jünger zu Emmaus, die ein ſchlichter fremder Mann ins Geſpräch zieht und denen es im Moment, da ſie ſeine Stimme nicht mehr hören, wie ein Ruck durch die Seele geht: „Das war ja Er!“ Es gibt kein Gebiet unſeres Kulturlebens, durch das nicht in dieſer Weiſe ein Weg nach Emmaus führte. Unſere ganze Kultur rechnet mit Goethe wie mit einem fort und fort vorhandenen Faktor. Es ſcheint eine tiefe Ecke im Bewußtſein der Kulturmenſchheit zu geben, die ſich für Goethe über jede Errungenſchaft freut, die ſich vor Goethe bei jeder großen Dummheit ſchämt.

Dabei muß man ſich vergegenwärtigen, in welchen außergewöhnlich kritiſchen, kühlen, wenigſtens der Abſicht nach nüchternen Zeiten wir leben. Der überſchwengliche Heroenkultus iſt dem echten Teil unſerer Gebildeten mehr als je zuwider. Es iſt in dieſem Gebrauchsgegenſtand für Parteien und politiſche Mächte wirklich zu viel gelogen worden. Lieber möchte eine junge Generation ſich ganz geſchichtslos auffaſſen, nur um dieſen Fehler zu vermeiden — ſo weit, wie auch das eben wieder möglich iſt. Aus dieſer Stimmung, in der trotz des Extrems unverkennbar ein ſo großes Stück unſerer Kraft in der ganzen Zeit ſeit Goethes Tod geſteckt hat, ſollte ſich

viel eher ergeben, daß wir auch ihn rauher, als gerecht wäre, von uns abgestreift hätten. Ein paar kleinere Geister, die, wenn sonst nicht viel, doch diese Logik fühlten, haben ihn denn auch mit Worten schon als abgetan behandeln wollen. Aber wie grotesk sind sie gescheitert. Wir müssen ein Phänomen anerkennen, das eine höhere Logik als diese erstbeste in sich tragen muß.

In früheren, naiven Tagen hätte eine Rolle, wie sie Goethe bei uns spielt, unbedingt einen mystischen Charakter angenommen. Buddha, Christus, Homer, Sokrates waren hundertfünfzig Jahre nach ihrer Geburt schon Schemen, Halbgötter, die mit einem Fuß im Himmel standen. Man fühlte den Druck des einen Fußes noch fort und fort so ehern auf dem Nacken, daß man träumte, der andere könne nie auf der Erde gewandelt sein; er mußte den Standpunkt jenseits der Weltkugel haben, den Archimedes suchte, damit er die Welt bewegen könne. Darüber hört man nun heute schon aus Kindermund, daß es so etwas nicht gebe. Wir sind kritisch und nüchtern. Wir verlangen von niemand mehr, daß er dem Gravitationsgesetz entgegen auf der chemischen Verbindung aus Wasserstoff und Sauerstoff, die wir Wasser nennen, gewandelt sei, damit uns seine Bergpredigt Eindruck mache.

Keiner hat selbst peinlicher darüber gewacht, daß der Mythus sich seiner nicht bemächtige, wie gerade

Goethe. Bis in alle Details hinein sollte sein wirkliches Leben, fast von Stunde zu Stunde, durch Tagebücher, Bekenntnisse, Briefe, aufnotierte Gespräche der Nachwelt hell zugleich und menschlich verständlich bleiben. Neben dem „wissenschaftlichen" Licht, in das sich Goethe bewußt selber getaucht hat, erscheint selbst das Bekenntnisgenie Rousseau als ein Romanschreiber. Nach Goethes Tod ist diese Entschleierung dann von anderen bis ins Nackteste fortgesetzt worden, — bis auf ein Extrem, daß man meinen sollte, auch der bedeutendste Mensch halte das nicht mehr aus, ohne sich ins Banale zu atomisieren.

Um so eigenartiger das Phänomen dieser Wirkung, das ganz aus einem Gusse kommt, ganz aus der Tiefe steigt, ganz dem Intuitiven in der modernen Menschheit angehört. Man möchte von einer dämonischen Wirkung reden, wenn dem Worte nicht gerade von Goethe ein düsterer Sinn unterlegt worden wäre, der hierher nicht paßt. Inmitten dieser elektrisch hellen Zeit und angesichts seines eigenen kristallklaren Überschauens wahrt sich eben doch auch Goethe heute schon seinen mythischen Zug — den Zug, der über einzelne Menschen hinausgreift. Bloß, daß wir diesem Übermenschlichen in einer ganz anderen Weise diesmal ein Stück näher auf den Hals gerückt sind. Wir sehen ihn nicht mit einem Fuße außerhalb der Welt, im Uber-

natürlichen. Aber er steht in Wahrheit doch in einem Ring gleichsam, der das Einzelmenschliche überschritten hat in ein Höheres hinein: den Geist der Menschheit. Was uns aus seinen Augen anstrahlt, heute nach anderthalb Jahrhunderten anstrahlt wie aus einer höheren Welt — das ist kein besonderer Himmel, kein mystisch Überirdisches. Aber es ist doch ein Geheimwert, den unser Erkennen nur erst zart umtastet. Ins Allgemeine der Menschheit hat sich der große Einzelmensch verklärt. Was uns anstrahlt, sind die Augen der Menschheit.

Das Phänomen dieses Übertrittes von Mensch in Menschheit ist es, was wir heute an Goethe studieren können, studieren können gerade bei der Offenheit, mit der sein Leben sich „wissenschaftlich" gibt. Ich meine, daß es Wert hat, diesen Punkt einmal auszuführen.

Es liegt in der geheimnisvollen Verknüpfung der Dinge, daß wir Kulturmenschen uns in unserer aktuellen Arbeit nur zersplittert gewahren können. Wir stehen zu unserer eigenen wahren Geisteseinheit wahrscheinlich so, wie die einzelnen Zellen unseres Gehirns in jedem Einzelnen zur geistigen Gesamttat dieses Einzelnen. Erst wenn wir zurückblicken, weicht diese ungeheuere, beängstigende Zersplitterung einer Einheit, die aber dann schon etwas hinter uns liegt, — etwa, wie wir gewisse Sterne noch sehen und

erſt ſehen, wenn ſie im Raum tatſächlich ſchon ausgeglüht ſind, weil uns jetzt erſt ihr Licht erreicht. Die Einheit kommt zuſtande nach dem Bilde einer Allee, die in der Nähe rechts und links ſtarr geſonderte Bäume zeigt; erſt in einer gewiſſen perſpektiviſchen Entfernung mündet die Doppelzeile der Stämme in einen einzigen Punkt ein.

Goethe nun, meine ich, iſt für unſern Rückblick der erſte feſte Punkt, wo die geiſtigen Bäume der Menſchheit zuſammenlaufen. Er iſt gewiſſermaßen der nächſte Glaubenspunkt für unſer letztes Evangelium, das Evangelium vom großen, aufſteigenden Geiſtesindividuum Menſchheit, das wir im Augenblickskampfe immer nur als Zellen ſehen, während es uns dort als einheitlicher Gehirngeiſt erſcheint.

Gewiß iſt es eine kleine Stufe ſchon rückwärts, die wir ſehen. Wir ſelbſt ſind durch den Fortſchritt von drei Viertel Jahrhundert ſchon um ein gewiſſes Teil reicher, als Goethe war. Aber wir ſind es noch in Zerſplitterung, während dort ſchon eine Einheit ſteht, und darum unſer beſtändiges Zurückſchauen auf Goethe ſelbſt um den Preis, daß er etwas weniger Teile hat: er hat dafür ſchon ein Ganzes.

Wir ſuchen uns ſelbſt in ihm.

Er bedeutet ein Stück Sichbeſinnen der Menſchheit, eine Station in dieſem Sichbeſinnen. Und

zwar die uns noch nächste, die einerseits schon am meisten umfaßt von unserem Inhalt; und die andrerseits doch schon so in der Perspektive steht, daß wir sie objektiv gewahren. Und weil wir uns eigentlich selbst dort sehen, so erklärt sich auch, wie dieses zurückprojizierte Bild zugleich immerzu in jede unserer fortschreitenden Handlungen doch auch hineinzugreifen, dabei mitzuwirken scheint. Wir selbst sind es ja auch, die sich vorwärts bewegen als Lebendige, wenn schon zersplittert. Die Schwierigkeit, sich über diese Dinge vollkommen klar auszudrücken, liegt einstweilen in der äußerst mangelhaften empirischen Kenntnis, die wir von dem Innenleben des großen Ganzindividuums Kulturmenschheit überhaupt haben. Alle geistigen Zusammenschlüsse über uns als Individuen hinaus sind für unser anschauliches Begreifen ein verzweifelt schweres Problem, das wir meistens nur mit ziemlich leeren Worten fassen wie etwa „Volksseele", „Menschheitsgeist". Wo fassen wir den Begriff „Kulturseele"?

Jedenfalls aber erhält Goethe in diesem Sinne eine kolossale Größe, die weit über das hinausgeht, was wir gewöhnlich für oberflächlichen Heroenkultus in Ansatz bringen. Als Humboldt starb, hat ihn Kaulbach gemalt, wie er dem Atlas die Weltkugel wiedergibt, die er ein Menschenalter allein getragen. Goethe ist der letzte, neueste Riese, der vor hundert

Jahren die ungeheure Weltkugel der Gedankenmenſchheit auf die Schulter genommen hat und der ſie bis heute ſichtbar vor unſeren Augen trägt, — nicht trägt, weil er irgendwie ein myſtiſcher Übermenſch war, ſondern weil das Überindividuelle, das wirklich „Menſchliche" im umfaſſenden Sinne für u n s heute ſchon in ihm ſteckt.

Wenn wir an Goethes Perſon denken, ſo erſcheint er uns wohl in der ausgeklärten Stimmung des Alters, wie er im altväteriſchen Rock, die Hände auf dem Rücken, ſein enges Stübchen abſchreitet und wie er dabei dem Schreiber diktiert, ein Kapitel der Wahlverwandtſchaften, Verſe zum Weſtöſtlichen Divan, ein Stück des zweiten Teiles Fauſt. Dieſes rührend enge Stübchen, — Paul Heyſe hat es ſo wundervoll geſchildert:

„. . . . Nur mit Zögern naht ſich unſer Fuß
Dem Allerheiligſten des Genius,
Der ſtillen Werkſtatt, wo, dem Lärm entrückt,
Der Immertätige geforſcht, geſonnen
Und ſich und uns das Köſtlichſte gewonnen.
Wie aber wird das Herz uns hier bedrückt!
Wie unfroh dieſer Raum, wie eng umſchränkt!
Wie tief herab die Decke hängt!
Kein Bild, kein Teppich, keine Zier
An Seſſeln, Tiſchen, Pulten hier,
Nur was dem nackteſten Bedürfnis diene,
Daß einem Pfarrer, Lehrer, Richter,
Und lebt er auf dem Dorf in ſchlichter
Genügſamkeit, zu arm der Hausrat ſchiene.
Ihm aber gnügt er. Nur gekehrt nach innen
Nichts Sinnlichs durfte ſtören ihn im Sinnen.

Wie tausendmal durchschritt er dies Gemach,
Indes gebückt am Tisch der Schreiber lauschte,
Aufzeichnend, was beseelt die Lippe sprach,
Wenn vor dem innern Ohr der Quell der Dichtung rauschte.
Sein Blick hing an dem Sonnenstrahl,
Der durch des Ladens Spalt sich in das Dunkel stahl
Und farbenreich durch den Kristall gebrochen
Geheim Gesetz ihm ausgesprochen.
Und wenn vom strengen Werk ermattet
Er innehaltend hin zum Fenster trat,
Sah sprossen er des Gärtchens junge Saat
Und hörte, wie in Spiel und muntrem Lauf
Der Enkel Stimme klang herauf,
Daß auf der Menschheit Höh'n, wo sich sein Geist erging,
Ein warmer Lebenshauch sein Herz umfing."

Das ist die einzelne Gestalt. Der eine Mensch von damals unter fünfzehnhundert Millionen Anderen der Erde. Wie in eine einzelne Gehirnzelle gebannt in die enge Zelle dieses Stübchens zu Weimar. Aber uns erfaßt das Machtwort aus dem Faust: „Schwindet, ihr dunkeln Wölbungen droben!" Da zerbricht das alte Gebälk der Decke, und die Zelle wird zur Seele der Menschheit, die durch die Jahrtausende aufwärts fliegt und fliegt und sich dehnt über die Erde, bis nicht nur die fünfzehnhundert Millionen neben ihr darin sind, sondern auch die unzählbaren Milliarden des Nacheinander aus der ganzen Kulturgeschichte . . .

Aus den Abgrundtiefen des Weltraums rinnt die Sonne wie ein ſilbernes Staubkorn. Vom Glutleibe dieſer Sonne löſt ſich die Erde als rotes Herbſtblatt, das der Wirbelſturm der Weltbewegung in raſendem Tanze um ſie kreiſen läßt. Und nun auf dieſer Erdkugel ſchlägt ein Lebendiges die großen lichthungernden Augen auf. Ein grünes Pflanzenblatt. Die lichtempfindende Hautſtelle eines kriechenden Wurms. Ein Gehirn kommt, und eine Hand. Und nun iſt es der Menſch, der die Augen aufſchlägt, dieſe treuen „Hungerleider nach dem Unerreichlichen". Aus dem Tiere iſt er herausgekommen, eines Tages, die höchſte Krone und die Überwindung zugleich des Tieres. Ein höheres Stockwerk der Natur auf Erden begann mit ihm. Es begann die Kultur, — kein Gegenſatz zur Natur, aber ein höherer Reigen, eine Blüte der Reife, der Erfüllung. Wer das nun je in die glitzernde Furche eines Firſternſyſtems geſäet, — jedenfalls ging die Garbe auf, mit tauſendfältiger Frucht. Aber welcher ungeheure Weg jetzt wieder, — der Weg dieſer Kultur.

Hundertfünfzig Jahre rund trennen uns von Goethes Geburt. Wir aber fragen, was dieſen

Mann der Menschheit von achtzehnhundert trenne von den Uranfängen einer Menschenkultur. Jahrhunderttausende vielleicht. Es ist ein Spiel, wo die Tausender schwirren, wie Eintagsfliegen über einem Bach in einer Gewitternacht.

Auf demselben Boden, den Goethes Schritt zu einer klassischen Stätte geweiht hat, in Taubach bei Weimar, sind die greifbaren Reste solcher Urkultur gefunden worden, einer Eskimo-Kultur. Die Ilm bildete in einer Zeit jenseits aller Tradition, von der weder die Antike noch die Bibel weiß, in einer Zwischenpause der großen Eiszeit, hier einen kleinen See. Am Ufer dieses Sees hausten Menschen, die mit steinernen Waffen den Elefanten, das Rhinozeros, den Bisonstier jagten. Die Reste ihrer Jagden, ihrer Mahlzeiten fielen auf den Seegrund, wo der Kalkschlamm einmündender Bäche sie umschloß und bis heute erhielt. Goethe selbst grübelte schon über die Herkunft der alten Knochen, damals, als der Schädel eines Urstiers ihn zu darwinistischen Ideen über die Abstammung gezähmter Arten von wilden anregte. Goethe ist auch einer der ersten, bei dem die Theorie einer Eiszeit vorkommt. Aber den Umfang der Entdeckung prähistorischer Kultur ahnte er noch nicht.

Es ist einer der Punkte, wo wir schon über ihn hinaus sind im Menschheitswissen. Und doch liegt in solchen prähistorischen Katakomben schon der ganze

Weg zu ihm, angeſchrieben wie auf einem uralten Meilenſtein, der nur die erſte Meile markiert, aber damit das Zählmaß aller unendlich folgenden gibt.

Die beiden ungeheuren Grundlinien erſcheinen der Kultur.

Der Menſch im Behauptungskampfe, ſich verteidigend, ſich durchringend, mit einer endloſen Sehnſucht nach Glück, nach einem frohen Leben jenſeits der Gefahr, unter Beherrſchung und Zähmung der widerſtrebenden Natur ringsum. Da liegen die erſten rohen Werkzeuge und Waffen aus Stein und Horn, mit denen der herrliche Siegeszug von ſo viel Jahrtauſenden einſetzte: die techniſche Bewältigung, die praktiſche Eroberung der Naturgeſetze für den menſchlichen Glückszweck.

Und dann daneben rote Farbſtücke, mit denen der kindliche Menſch ſich den nackten Leib grellbunt bemalte in befreiter, harmoniſcher Stunde, — in der Siegesſtunde. Erſte Anfänge von Ornamenten, von zierlicher Schnitzerei: Anfänge der Kunſt. Wir meinen ſeine Stimme zu hören, die Stimme dieſes Eiszeit-Eskimo, wie er ein Lied ſingt, ein Liebeslied, ein Freudenlied. Schon vom Tier iſt ihm der Sinn hierher vererbt worden, aus tiefen Abgründen der Natur herauf, die unſer kühnſtes Ahnen noch kaum berührt. Hier liegt mehr als ein Sichbehaupten. Es liegt Neuſchaffen darin. Durch harten Kampf aus dem Groben befreit,

träumt der Menſch ſchon ein neues Reich einer „ſchönen“ Welt über dieſer einfachen Tageswelt. Es iſt eine Welt, an der er fortan immer nebenher bauen wird mit einer inbrünſtigen Zuverſicht, daß es eigentlich die Hauptſache des Lebens ſei. So wie der Druck ſich ihm durch die andere Arbeit entlaſtet, ſprudelt dieſer zweite Lebensquell empor.

Die Doppelgeſchichte der Kultur rinnt ſo hier herab, wie einſt die Weltgeſchichte als ſilberner Sternenſtaub aus dem All hernieder rann.

Unſer Blick folgt dem ungeheuren Silberſtrom, wie er leiſe ſteigt und ſteigt. Immer einmal ein volles Sonnenband darauf, das ſich im Bewußtſein des Menſchheitsgeiſtes bewahrt hat. Wie ein Fluß, der in Krümmungen durch Wälder zieht, von hoher Warte geſehen. Wir verlieren ihn. Da blitzt er wieder vor, vom Licht geſtreift. Und wieder dunkler Tann. Und ganz fern abermals ein Silberblick.

Indien. Rote Lotosblüten ſchaukeln ſich auf dem heiligen Strom. Im ſchwarzgrünen Schatten des Banyanbaumes finden bedürfnisloſe Träumer, die den Daſeinskampf überwunden haben, die erſte ganz tiefe Philoſophie. Die Frage tönt, ob dieſes Leben überhaupt ſeines Kampfes und ſeiner Träume wert ſei. Eine Grundmelodie auch das, die nie mehr verſtummen wird. Fauſt wird dieſe Frage ſtellen, als die Kerkertür ſich ihm vor Gretchens Jammer öffnet.

Aber das Lichtfeld wandert. Da ist das blaue Griechenmeer, über dem die Saite Homers erklingt. Weiße Säulen: die Akropolis von Athen. Und auf diesem Marmorschnee in unendlichem Flammenglanz erstrahlend die erste ganz große Blüte freier Kunst. Dennoch weht aus diesen Hallen etwas wie ein kühler Hauch. Ein kleiner, einsamer Fels nur, auf dem diese Kunst gesiegt hat, ein paar Menschen im unabsehbaren Völkerstrom. Etwas von Iphigenie in ihrem weltverschlagenen Götterhaine an einer Barbarenküste hat die Griechenkunst.

Es fehlt noch ein höchster Gedanke.

Wieder geht das Lichtfeld des Menschenbewußtseins weiter. Rom. Da ersteht zum erstenmal das Gefühl einer geschlossenen, einheitlichen Kulturmenschheit. Ein Volk alles, was Kultur besitzt. Im Banne dieser sieben Wolfshügel ist die „Menschheit" geboren worden. Wohl ist diese Einheit zuerst äußerlich, erworben durch Blut und Eisen. Aber gewaltsam zur Einheit geschmiedet, findet die Kultur in schlichter Einfalt ihres Herzens im stillen Winkel den wahren Sinn, der fortan diese Einheit tragen soll: die Menschenliebe. Aus dem römischen Weltreich, das in Waffen klirrt, Brücken schlägt, Straßen bohrt, bis es endlich der Völkerwanderung eine Gasse geschlagen hat, — aus ihm erwächst auch der schlichte soziale Grundgedanke des Christentums, der zweite ganz große philosophische Gedanke des Menschen-

geiſtes: ob der Kampf zwiſchen Menſch und Menſch nötig ſei, ob die Liebe Aller zu Allen nicht das höhere, das univerſale Schutzmittel ſei. Die Menſchheit erkennt ſich ſelbſt als Organismus an: das iſt der Kern des Evangeliums von der Menſchenliebe. Wie ich als Einzelmenſch mein Auge, mein Herz liebe als unentbehrliche Teile meines Ich, ſo die Menſchheit alle ihre Glieder, jeden Menſchen, ob hoch, ob gering, ob nah, ob fern, ob ſtammverwandt oder bloß menſchenverwandt.

Der Gedanke erſcheint indeſſen ſo rieſig, daß ein Gottesmythus dazu nötig dünkt. Mehr als ein Jahrtauſend lang ſcheint der Weg der Kultur mehr ein Kampf um einen fernen Gott, als um die nahe Menſchheit. Aber es kommt die Stunde, da der ferne abſtrakte Gott wieder in den lebenswarmen Menſchen ſchlüpft. Die Kunſt bringt das zuerſt zurück. In der Kunſt der Renaiſſance entſteht das größte Kraftbild der Menſchheit von ſich ſelbſt, das ſie je beſeſſen. Michelangelo meißelt ſeinen Moſes. Nichts Größeres aber weiß er dafür, als eine urgewaltige Menſchengeſtalt. Der Blick ſtarrt trotzig in die Weite. Noch ſitzt die Geſtalt. Aber die Falten des Gewandes ſcheinen ſchon zu rauſchen. Man fühlt, das er aufſtehen will. Und man weiß: wenn er aufſteht in ſeiner vollen Größe, ſo wird er das Kirchendach über ſich einſtoßen. So wird einſt der Prometheus Goethes ſitzen, der nichts über

ſich anerkennt, als ſich ſelbſt. Rafael malt die Sixtiniſche Madonna. Und auch er hat nichts Größeres dazu, als ein ſchönes Menſchenweib mit einem Menſchenknaben. Es iſt bemerkt worden, daß das Antlitz dieſes Jeſusknaben idealiſierte Züge Goethes trägt, als ſeien ſich der Traum eines Künſtlers, der einen höchſten Typus des Menſchlichen ſuchte, und die zeugende Natur ſelber, als ſie ihr irdiſches Meiſterſtück entwarf, in einer geheimnisvollen Tiefe der Dinge begegnet...

Noch aber müſſen zwei helle Ströme hineinrinnen in die Kultur, auf daß der Rieſenmenſch nicht bloß in kaltem Marmor rage, ſondern in atmender Lebendigkeit.

Es iſt eine Nachtſtunde — und eine Nacht der Gnaden iſt es. Auf einem Turm zu Padua ſteht ein einſamer Mann: Galilei mit dem erſten Fernrohr. Er ſieht Berge, die zackige Schatten werfen, auf dem Mond. Er ſieht die Milchſtraße aufgelöſt in ein Sternenmeer. Er ſieht helle Pünktchen, die als Monde den Jupiter umkreiſen. Und auch dieſer Mann iſt die Menſchheit ſelbſt, die eine neue Stufe erringt. Welt an Welt dort oben. Milchſtraßen und Nebelflecke auf uns niederregnend wie Tau der Nacht. Und alles eine unermeßliche Harmonie. Das Menſchenauge wandernd Billionen von Meilen, mit dem Lichtſtrahl fliegend von Stern zu Stern. Eine neue Weltentiefe des philoſophiſchen Denkens

tut ſich auf. Die Erde ein Pünktlein nur. Was iſt der Menſch! Aber dieſer gleiche Blick erfaßt auch die Geſetzmäßigkeit der Welt, er ſinkt durch Sonnen und Sterne tief bis auf den ehernen Reifen hinab, der das alles trägt und bewegt: das Naturgeſetz. Die Naturforſchung in dem Sinne, wie wir ſie faſſen, wie Goethe ſie gefaßt hat, ſie ſteigt nieder von jenem Turm. Sie wird zu Nebelflecken wandeln, gegen die die ganze Menſchheit nur ein Atom iſt, — um endlich in einer höchſten Stunde zu begreifen, daß es der Menſch iſt, in dem alle dieſe Sterne und Nebelflecken ſind, — daß auch der Blick durch das Glas Galileis nur ein Blick war in die unfaßbare Weite im Menſchen ſelbſt, in der in Wahrheit alle dieſe Welten ſtrahlen. In dich ſiehſt du, wenn du in die Sterne ſiehſt...

Hier, in der Tiefe des Innenmenſchen, gab es aber noch ein anderes Gebiet als Naturgeſetz und Sternenmeer, das zu erobern war. Und wieder, noch einmal, wandert das Lichtfeld im Geſamtbewußtſein der Menſchheit. Zu den äußeren Himmelsſternen tritt eine ſtille ſchöne Herzensſternenwelt. In den großen Kelch des Menſchheitslebens fällt der edle Tropfen des deutſchen Gemüts. Aus den Tiefen deutſcher Malerei, deutſchen Träumens und Fabulierens, deutſcher Romantik, deutſchträumenden Philoſophierens ſteigt es heran. Jenſeits des engen Meerkanals wächſt es ſich aus zur Höhe Shake-

ſpeareſcher Dramengeſtalten, ſich einigend mit Renaiſſancekraft. Aber daheim, an der alten Stätte, wahrt es ſich vor allem den wunderbaren Wohllaut der Lyrik, der den Trotz des Prometheus, die wilde Sternengröße des Moſes in unſchuldigen Kinderſtimmen mit ſüßer Glockenreinheit meiſtert. Nach der Sternenwallfahrt die Menſchheit abermals ein Kind, — aber ein Weltenkind, deſſen naive Kinderrede jetzt die abgrundtiefe Weisheit allwiſſender Zwerge iſt.

Das alles, alles, müſſen wir uns denken, mündet ein — in Goethe. Aus ihm wird Goethe — weil er eine Offenbarung der Menſchheit iſt — und weil das alles in der Menſchheit iſt. Inderweisheit, Griechenkunſt, der Menſchheitsgedanke Roms und des Chriſtentums, Renaiſſancetrotz, die Naturforſchung, die in den Sternen lieſt, und die Romantik des deutſchen Gemüts. Alle dieſe Jahresringe der Kultur umgreift er mit einem letzten, äußerſten Ring, — dem letzten für uns, den wir geſchloſſen ſehen; denn im nächſten ſtecken wir ſelbſt als Rindenpunkte, die nicht über den Horizont der Krümmung hinwegſchauen.

Der Jahresring im Baum der Menſchheit, den wir Goethe nennen, hat aber auch der ganzen umſchloſſenen Vergangenheit, all den umſchloſſenen älteren konzentriſchen Ringen gegenüber ſeine Sonderart. Sie liegt, um es in ein Wort zu faſſen, in der „Bewußtheit“ ſelbſt.

In einem Triumph des reflektierenden Bewußtſeins, wie ihn die Menſchheit bis dahin nicht kannte und nicht kennen konnte. Das Wort Bewußtſein muß allerdings dabei richtig aufgefaßt werden.

Es gibt, wie mir ſcheint, zwei verſchiedene Formen des Bewußtwerdens der Dinge, die in allgemeinen Betrachtungen vielfach verwechſelt zu werden pflegen. Man behandelt ſie als Eines und richtet damit die größten Verwirrungen an. Ich möchte die beiden Geſtalten ſcharf trennen (ſoweit es in einer Welt ewiger Entwickelung ſcharfe Trennungen überhaupt gibt!) durch die Bezeichnungen *intuitives* Bewußtſein und *reflektierendes* Bewußtſein.

Das intuitive Bewußtſein ſcheint mir als Grundlage nötig mindeſtens zu jeder Empfindung. Ich ſehe aber ſogar kein deutliches Argument gegen die Annahme, daß ſolches intuitive Bewußtſein jedem „Sein" überhaupt zukomme, jedem Daſein, inſofern es innerlich erlebt wird, ja, daß es die Exiſtenzgrundlage dieſes Seins bilde. Ganz anders das, was ich reflektierendes Bewußtſein nenne. In ihm ſetzt ein Weſen nicht bloß ſich ſelbſt durch ſeine einfache Exiſtenz, ſetzt ſich triebhaft als ein „Wollendes", ſondern es ſetzt ſich ſelbſt noch einmal als Objekt, als Gegenſtand des Nachdenkens, des Erkennens, des Forſchens.

Im Zuſtande des intuitiven Bewußtſeins befindet ſich die Menſchheit, ſo lange ſie exiſtiert, — ſei es nun bloß, weil ſie aus empfindenden Weſen ſich zuſammenſetzt, ſei es in jenem Sinne allgemein, weil ſie überhaupt „exiſtiert". Im Zuſtande des intuitiven

Bewußtſeins befindet ſich jeder von uns, indem er überhaupt vorwärts lebt. Es iſt der Zuſtand jenes naiven Bauern, von dem Tolſtoj parador übertreibend einmal geſagt hat, er ſei allein im Beſitze des „Sinns im Leben", weil er nämlich nach dieſem Sinn nicht frage, ſondern darauf los lebe. Mit intuitivem Bewußtſein arbeitet aber auch der Künſtler ſeit Alters in ſeinen eigentlichſten Schaffensmomenten, wo er ſeine Geſtalten rein „erlebt". In dieſe Linie tritt natürlich auch Goethe, wie jeder von uns. Das charakteriſtiſch Neue bei ihm aber liegt nach der andern Seite.

Erſt eine langſam ſich ſummierende Ziffer innerhalb der Menſchheitsentwickelung iſt das reflektierende Bewußtſein, das die Dinge, die impulſiv erlebt werden, noch einmal als Objekt nimmt, zu vergleichen, zu ordnen, durch Klarheit zu beherrſchen ſucht. Dieſes Ableuchten ihrer eigenen Bahn, dieſes klare eigene Durchſchauen hiſtoriſcher und logiſcher Zuſammenhänge, — das hat die Menſchheit erſt ganz langſam erworben, um es endlich zu beſitzen. Und die erſte ganz große Beſitzſtunde, jetzt von unten nach oben gerechnet, liegt wieder bei Goethe.

Man hat das Gefühl, daß die Menſchheit endlos lange geblinzelt hat, bis ſie auch in dieſem Sinne endlich reſolut die Augen aufſchlug. Goethe iſt die große Station, der Silberblick des Stromes zwiſchen den Wäldern, wo wir das Gefühl haben: wir ſind

da. Natürlich hat eigentlich der ganze Strom es geſchaffen, in unabläſſiger Arbeit. Aber bei ihm wird es Ereignis. Indem wir von uns aus die Menſchheit in ihn projizieren, gewahren wir, wie dieſe Menſchheit in dem Momente eine goldene Frucht bricht, die endlich reif iſt.

Goethe iſt alſo nicht nur der Jahresring, der intuitiv alle früheren umfaßt, ſondern er iſt der erſte (wenn dieſe Kühnheit des Bildes erlaubt iſt), der reflektierend alle dieſe früheren Jahresringe überſchauen will. Schichtenweiſe zieht ſich durch ſein ganzes Leben die bewußte Auseinanderſetzung mit den einzelnen Phaſen der Kulturentwickelung, mit dem Griechentum, mit der Naturforſchung, mit der Menſchenliebe und ſo fort. Es gehörte dieſes einzigartige, dieſes an Arbeit ungeheure Leben dazu, um das zu vollbringen. Aber er hat es eben vollbracht, weil er der Gewaltige iſt, den wir nicht mehr als Menſchen, ſondern als Menſchheit ſehen.

Wenn unſere Zeit, wie geſagt, im Einzelkampfe ſich oft wieder müht, möglichſt geſchichtslos zu erſcheinen, ſo iſt das eben bloß der Kunſtgriff einer gemachten Armut, wie ihn ſich der Beſitzende einmal erlauben darf, ohne Verluſt zu befürchten, — weil ihm der Beſitz ja doch ſtets offen ſteht. In Wahrheit iſt im Sinne reflektierenden Bewußtheitsbeſitzes mit Goethe für immer der geſchichtliche Menſch

geboren. Er selbst war der erste im ganzen Umfange des Wortes geschichtliche Mensch, — geschichtlich nicht mehr bloß intuitiv als Erbe, sondern im Sinne dessen, der noch einmal das Ererbte im Bewußtsein neu erwirbt.

In diesem Sinne ist wahr, was man von Goethe gesagt hat: daß seine Werke ausreichten, die ganze Kulturarbeit der Menschheit noch einmal wenigstens in ihren Grundzügen auferstehen zu lassen, sollte sie anders irgendwie verloren gehen.

Von hier aus aber wird auch klar, wie Goethe seine ganze Größe wahrt trotz des unglaublich grellen Bewußtseinslichtes, das er selbst schon auf seine Person geworfen und das die Nachkärrner seines monumentalen Memoirendenkmals durch die oft wunderlichsten Scheinwerfer noch fortgesetzt verstärkt haben. Es ist eben der Triumph des Bewußtseinsfortschrittes in der Menschheit, daß zum erstenmal eine solche Menschheitsgestalt diese Klarheit aushält, ohne ihren legendär riesigen, das Individuum überragenden Zug dabei einzubüßen.

Jede messiasartige Gestalt im alten Sinne wäre daran gestorben. Man hätte ihr die Wunder zerpflückt. Das Licht hätte erst den Goldgrund des Bildes fortgefressen und schließlich das Bild selbst. Goethe aber wird gerade so *immer größer*. Das ist das Entscheidende.

Deshalb hat auch die ganze „Goethe-Philologie"

von heute doch in ihrer Art recht, sie hat einen tiefen Sinn, dem wir uns nicht verschließen dürfen. Goethe selbst ist mit vollkommen klarer Einsicht der erste Goethe-Philologe gewesen. Jeder kleinste Schritt, um den wir diesen Menschen heller machen, ist ein Zeugnis mehr für das wachsende Lichtfeld in uns selbst, die wachsende Helle, in die wir uns selber tauchen.

Jeder von uns weiß, wie wenig wir eigentlich noch jeder über uns selbst wissen. Ein schmaler Lichtstreifen nur von Erinnerungen und klarem Vergegenwärtigen zieht sich in jedem von uns durch ein weites schwarz verhängtes Gebiet, die ganze Quadratfläche unserer Individualität. Wer von uns hat nicht schon wie oft den Wunsch gehabt, ein einziges Mal die Lampen angezündet zu sehen über seinem ganzen Geistesinhalt, ein einziges Mal frei zu schweben über sich selber, daß er das ganze eigene Leben vom ersten Tage an noch einmal vollkommen besitze.

Es erscheint aber als eine Station zur Erfüllung dieses Ideals, wenn nur überhaupt einmal irgend ein Mensch so in seinem ganzen Umfange abgeleuchtet würde, sei es auch von anderen. Goethe ist das erste Beispiel eines solchen Versuchs. Es gibt schon jetzt keinen zweiten Menschen in der gesamten Weltgeschichte, von dem wir auch nur annähernd so viel wüßten, wie von Goethe. Diese

Razzia in das Gesamtdasein eines Einzelnen ist aber in Wahrheit nichts anderes, als zugleich eine Tiefsee-Expedition gleichsam in den Menschengeist als solchen, in das allumfassende Menschheitsindividuum selbst. Es ist ein direkter Fortschritt im allgemeinen Gang des Sichbewußtwerdens der Welt. Im Grunde gehört ja jede Geschichtsforschung auf diesen Gang. Aber es gibt in dieser ganzen Geschichte wieder kein zweites Objekt, das selber diesem Fortschritt schon so in die Hände gearbeitet hätte. Die Goethe-Forschung ist eben in jedem Betracht ein absolut einzigartiger Fall, den wir vorläufig mit nichts vergleichen können im gesamten Bereich der Forschung wie der Menschheit.

Es liegt eine Auferstehung vor — wenn man nur auch dieses Wort richtig fassen will.

Wir sind eben etwas weiter entwickelt, wir heute, auch mit diesem Begriff. Wir denken ihn nicht mit dem Bilde erschöpft, daß einer einen Stein von der Grabkammer wälzt und diese Kammer als leer erweist. Wie das Leben selbst eines Genius, wie Goethe, unablässige Arbeit war bis zur letzten Stunde, — so sehen wir auch diese Auferstehung sich vollziehen als eine ungeheure Arbeit. Erst an dieser Arbeit lernen wir, was das heißt: ein Menschenleben. Man hat mit einer hübschen Veranschaulichung gesagt, daß die Zellen, die den Körper eines einzelnen Menschen zusammensetzen, hinter

einander gereiht Erdteile überbrücken würden. So bemerken wir gerade bei dieser Arbeit des bewußten Wiederzusammensetzens einer Geistesindividualität, wie Goethe, daß diese Person bereits unsern Planeten wie ein geheimnisvoller Ring umspannt überall da, wo Geisteswerte walten. Auch auf dieser Straße nähern wir uns dem größten aller Geheimnisse: wie der Einzelne in dem Ganzen hängt; wie der Einzelmensch Menschheit wird; und wie schließlich jedes Sandkorn sich zu einem Kosmos weitet.

Selbſt das alles reicht aber noch nicht. Es liegt bei Goethe nicht bloß dieſer größte Fortſchritt in der reinen Intenſität des Sichbewußtwerdens der Menſchheitsſeele. Im Inhalt dieſes Bewußtſeins vollzog ſich eben, da er wie ein Winkelried alle Geiſtesſpeere zuſammengriff, eine nicht minder große Erweiterung. Und auch ſie erſcheint nun für immer verkörpert in ihm.

Die Menſchheit, rückſchauend auf die Natur, rückſchauend auf ſich ſelbſt, erhob ſich zu dem Gedanken einer natürlichen Entwickelung.

Die Dinge der Welt, ſich vollziehend in einer urbeſtimmten Form, die wir als unerſchütterliche, niemals zu durchbrechende Naturgeſetze menſchlich definieren. Als eine unzertrennbare Folge dieſer Form, dieſer Geſetzmäßigkeit aber in dieſen Dingen eine unabläſſige, ſich ſteigernde Entwickelung.

Dieſer Gedanke iſt Goethes Lebensgedanke. In allem Wechſel ſeiner Einzelanſchauungen iſt er der Drehungspunkt, der Polarſtern ſeines Syſtems geweſen. Es iſt der Gedanke, der die hundert Bände ſeiner Lebensarbeit wie ein demantener Reif zu-

ſammenhält, ſie zuſammenſchmiedet zu einem einzigen Werke.

Erſt durch den Entwickelungsgedanken hat das Wort Natur in Goethes Mund einen Sinn. Durch den Entwickelungsgedanken wurde für ihn aus dem Begriff Empirie eine Weltanſchauung. Mit dieſem Gedanken als unzerſtörbarem Urfels, als dem heimlichen, ſtets vorausgeſetzten Granit, auf dem alles ruhte, konnte er der Verherrlicher der Empirie werden, der er in ſo viel Ausſprüchen geweſen iſt. Ohne ihn — niemals! Die Empirie wäre für ihn der roheſte Klotz geweſen, unwürdig ſeines Denkens oder gar ſeines Dichtens. Die ſich entwickelnde Natur war ſeine „Gott-Natur", — trotz ſeiner fundamentalen Abſage an das alte Bild des Gottes, der „nur von außen ſtieße", einer Abſage, über der eine Welt in Trümmer ſank.

Vor dieſem Entwickelungsgedanken iſt Goethe weit mehr, als bloß ein Jahresring im Stamm der Menſchheit. Durch ihn iſt er zugleich ein grüner Sproß an dieſem Baume. Mit ihm hat er eine neue Kulturepoche eingeleitet, ebenbürtig der indiſchen, der griechiſchen, der chriſtlich-römiſchen, der der Michelangelo und Galilei und des Germanentums.

Überſchätzen wir dabei wieder nicht. Ein Einzelner gründet keine Kulturepoche. Es iſt die Menſchheit ſelber, die ſich zu einer neuen aufringt. Aber unſer nächſtes Einheitsbild, im Sinne jenes

Gleichnisses von der Baumreihe, läuft auf ihn. *Alles Individuelle ist nur ein Gleichnis.* Auch das, das wir Goethe nennen.

Im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ist es üblich geworden, von Goethe als Vertreter des Entwickelungsgedankens in einer engeren Bedeutung zu sprechen. Goethe ist gefeiert worden als Vorgänger Darwins. Haeckel in seiner ausgezeichneten „Generellen Morphologie," und mit der ihm eigenen Leidenschaft, hat diese Vorgängerschaft zuerst betont. Er hatte so sehr recht, daß sich die Aufmerksamkeit eine Weile fast ausschließlich hierher richtete, aber auch hier beschränkte. Mit Darwin schien der Gipfel des Entwickelungsgedankens erreicht. Was unmittelbar auf Darwin wies, zählte dabei mit, alles andere war unwesentlich. Es genügt in der Tat vollkommen, ein paar Dutzend Aussprüche aus Goethes so überreichen naturwissenschaftlichen Abhandlungen zusammenzustellen, um den Beweis über jeden Zweifel erhaben zu erbringen, daß Goethe mit einer allmählichen Umwandlung organischer Formen gerechnet hat, daß er auch hier schlichte Naturgesetze waltend glaubte und daß er selbst vor dem Menschen mit dieser damals ungeheuerlichen Annahme nicht halt machte. Wer genauer eindringt, wird sich sogar nicht an ein paar Dutzend Einzelaussprüche zu halten brauchen. Er wird in diesem Gedanken und *nur* in ihm die Idee finden, die

alle dieſe Abhandlungen trägt und ihnen den Charakter eines geſchloſſenen großen Werkes gibt.

Aber der Entwickelungsgedanke ſitzt bei Goethe als ſolcher viel tiefer. Er legte ihn ſeinen botaniſchen und oſteologiſchen Studien unbefangen zu Grunde (obwohl das damals eine Ketzerei genau ſo groß war, wie ſeine Angriffe auf Newton), weil der Gedanke einfach aus ſeiner Weltanſchauung heraus-kam. In der ſteckte er aber mit univerſaler Wucht. In dieſem ſeinem Allgemeindenken war Goethe nicht ein Vorläufer Darwins, ſondern er iſt ein Ent-wickelungsdenker geweſen, wie die ganze Zeit bisher auch nicht annähernd einen mehr hervorgebracht hat. Bis jetzt kann es ſich da nur um Nachfolger Goethes handeln, aber um nichts weiter.

Eine Anſchauung, wie ſie nun ſei, wird im Menſchen erſt wirklich bedeutend, inſofern ſie ins Sittliche übergeht, in ſeine Art, ſittliche Probleme zu behandeln. Goethes ſittliche Ideen ſtecken aber nicht, oder doch nur gelegentlich, in ſeinen wiſſen-ſchaftlichen Schriften. Der Ort, wo er ſie nieder gelegt hat, ſind ſeine Dichtungen. Hier will er auch als Entwickelungstheoretiker im großen Stil ſtudiert ſein.

Auf dem Entwickelungsgedanken ſteht Goethes Schuldbegriff. Auf dem Entwickelungsgedanken ſteht auch Goethes Idealbegriff.

Goethes Geſamtdichtung iſt eine fortlaufend geſteigerte Beweisführung, wie der alte Begriff der Schuld abgelöſt wird durch den höheren Begriff der Entwickelung.

Es ſtieg ein dumpfer, lähmender Gedanke hier herauf durch das Denken der Menſchheit, eigenartig zuſammengeſponnen aus Wirklichem und Willkürlichem.

Von Anbeginn ſind alle Dinge beſtimmt. Kein Haar fällt vom Haupte, ohne daß das ſchon im Schoße alles Geſchehens vorbeſtimmt war. Dieſer ſchlichte Grundgedanke iſt an ſich einer der gewaltigſten, die von der Menſchheit je gedacht worden ſind. Mochte man ihn nun faſſen im Bilde eines Gott-Schöpfers, der ſich im einmal Geſetzten niemals ſelbſt widerruft; oder als Fatum, das als letzte Inſtanz hinter der Willkür der Götter wie der Menſchen ſteht; oder auch als die uranfängliche Lagerung der Atome Demokrits. Wo immer der Begriff Naturgeſetz aufleuchtete, da kam der Gedanke der ewigen Weltbeſtimmung mit.

Aber mit dieſer Grundidee miſcht ſich etwas

anderes. Die ſichtbare Welt des Menſchen ſchien nochmals zerſpalten in zwei Grundprinzipien innerhalb dieſer allgemeinen Abhängigkeit. In Gut und Böſe, Verdienſt und Schuld. Vom gleichen Urbeginn an enthielt das Weltſchickſal ſchwarze und weiße Kugeln. Wer die ſchwarze Kugel gezogen hatte, der wurde böſe von Jugend auf. Wer die weiße hatte, tat Gutes mit der gleichen Folgerichtigkeit des ewigen Geſetzes der Urbeſtimmung. In alle Unendlichkeit rollen dieſe Kugeln, ohne ſich je zu berühren. Wiederum an der böſen wie an der guten Tat aber hängt ihre eigene Folge mit Geſetzeswucht. Das Böſe zerfleiſcht ſeinen Täter; das Gute regnet Roſen auf ihn. Über dem Schlechten zuſammenbricht die Strafe, die ewige Schuld; über dem Gerechten ſtrahlt die Sonne des Verdienſtes, des Lohns. Und das nun rollend und rollend in alle Ewigkeit. Ewigkeit des Himmels; Ewigkeit der Hölle. Aus der Urbeſtimmung rollte die Kugel deines Lebens an. Du wurdeſt Menſch. Du begingſt Taten. War es Sünde, was du tateſt, ſo war damit die Farbe deiner Kugel am Tag: ſchwarz war ſie geweſen. Aber nun hatteſt du auch mit deiner Tat verſpielt für immer. Weltenſchwer, ewigkeitslang ſtürzte auf dich die Rache für deine Sünde, die untilgbare Schuld.

Das Gorgonenhaupt dieſes Gedankes hat keiner herunterſchlagen können. Zarathuſtra nicht und Moſe nicht, Jeſajas nicht und die griechiſchen Tragiker

nicht. Als das Chriſtentum aus einer ſchlichten Lebensweisheit feingewebte Philoſophie werden wollte, verſteinte es augenblicklich an ihm. Selbſt die empiriſche Naturforſchung nahm einen Anlauf, ihre ganze junge Kraft ſchon wieder dieſem Götzen zu opfern. Und erſt auf ihrer Goethe-Station merkt man, daß der Alp von der Menſchheit weicht. Der Determinismus bleibt. Aber der Schuldbegriff erlöſt ſich ſelber durch den Begriff der Entwickelung. Alle Phaſen der Selbſtzerſetzung ſind in Goethes Dichtung mit vollkommenſter Klarheit niedergelegt.

Goethe hat zunächſt den Kern des alten Gedankens in die prägnanteſte Form gebracht, die ihm je gegeben worden iſt. In vier Zeilen, die ungezählte dicke Bände umgreifen, und die auswendig zu wiſſen die Lektüre dieſer Bände überflüſſig macht:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden."

Wobei die „Ihr", an die das Wort geht, unbeſtimmt bleiben; es paßt auf die himmliſchen Mächte im Sinne eines Gottes ſo gut, wie auf eine ſchickſalbeſtimmende Urlagerung der Atome.

Was der Strophe aber ihre eigentliche Wucht gibt, iſt das Unhaltbare des Dilemma, das monumental zwiſchen den Zeilen ragt. Ein denkender

Menſch in einer ſo beſchaffenen Welt kann ſich nur mit dem furchtbarſten Groll in Gegenſatz bringen zu dieſer problematiſchen Weltordnung. Und dieſer Groll und Trotz iſt dann wieder eine Stufe in Goethes Dichten. Er hat im Grunde etwas Unbegreifliches in jener auch moraliſch ſo ſtreng determinierten Welt. Aber da iſt er — ſei es denn mit einem Salto mortale. Die zermalmte Logik erhebt ſich mit Gigantenhohn. Prometheus iſt hier Goethes Held.

„Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!"

Auch dieſer Prometheus iſt eine Menſchheitsgeſtalt. Der uralte Weltentrotzer, der der ſchlechten Weltordnung den Handſchuh hinwirft. Aber er überwindet ſie bloß im Trotz, nicht im Gedanken. Er wird in Ketten am Kaukaſus hängen, und der Geier wird ihm die Leber freſſen. Zeus iſt zuletzt doch mächtiger, als er. Der Gedanke, der ſiegen ſoll, muß nicht ein Halbgott ſein, ſondern ein ganzer Gott.

Nemo contra deum nisi deus ipse. Keiner gegen Gott, denn Gott!

Das wirklich entſcheidende Wort ſteht im Fauſt.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen . . .“

Wo soll es anders stehen? Faust ist Goethes Weltbeichte. Hier steht er Auge in Auge dem Höchsten, das er achtete. Über Faust hinaus hat er nichts mehr zu sagen. Aber was er hier gesagt hat, das ist er auch ganz. Eine Zukunftsentwickelung, die Goethe überwinden will, darf sich nicht an diese oder jene Arabeske hängen, sie muß den Faust überbieten.

Also im Faust besitzen wir den größten Protest gegen den alten Schuldgedanken, der je versucht worden ist. Schon in anderen Dichtungen Goethes ist es, als beginne der Vorhang zu schweben. Das ewig Determinierte aller Weltendinge bleibt. Alles ist urbestimmt, abhängig von einer erstmaligen Lagerung. Aber wie in den urbestimmten Gang der Weltenhandlung nun unsere Begriffe Gut und Böse, Schuld und Verdienst sich einordnen: das unterliegt allmählich einer vollkommen neuen Auffassung. Schon in Iphigenie wird ein eigentümlich Neues sichtbar: die Ablösung der Schuld durch die Tat. Dergleichen war längst versucht worden. Ich erinnere an die Idee der Reue im Christentum. Aber die Fassung ist doch eine ahnungsvoll eigenartige darüber hinaus bei Goethe. In den Wahlverwandtschaften, dieser Schicksalsdichtung, die zu Goethes höchsten Leistungen gehört, aber zweifellos

gewollt) einen fragmentarischen, einen „experimentellen" Zug sich wahrt — in den Wahlverwandtschaften wird der alte Begriff der Strafe für schicksalsbestimmte Schuld in einer Weise ad absurdum geführt, daß die volle Selbstzersetzung des ganzen Gedankenbaues schon geradezu unabwendbar wird, ja im Werke ist. Wer, am Schlusse dieser ketzerisch neuen Schicksalstragödie, hätte den Mut, Gott oder Mensch, eine dieser vier Gestalten, deren jede eine anima candida, ein reiner Menschentypus auf seiner unantastbaren sittlichen Höhe ist, um ihrer „Schuld" willen zu bestrafen?

Seinen Einschlag im größten Gewebe findet das alles aber erst im Faust. Der Doktor Faustus des Volksmärchens ist das Paradebeispiel eines Sünders. Er versinkt in einem wahrhaft raffinierten Pfuhl von großen und kleinen Sünden. In allen geradezu — bis zu der schauerlichsten, daß er bewußt seinen Anteil am Guten verkauft und sich dem Nichtigen, dem Satanas, freiwillig ergibt. Im Sinne der alten Auffassung muß dieser Mensch im letzten Akt vom „Teufel" geholt und in die ewig ewigste Verdammnis geschmissen werden — mit der Wucht einer Pulvermasse, die sich über einem glimmenden Funken angelagert hat, mit der Wucht einer grauenhaften Explosion der bestrafenden Weltlogik alten Schlages.

Diesen pechrabenschwarz besudelten Teufels-

kandidaten nimmt Goethe — und was macht er aus ihm! Leſſing hatte es zuerſt ausgeſprochen, daß eine neue Stunde über uns ſei, die auch den Fauſt erlöſen möge. Goethe hat es gemacht. Auch ſein Fauſt ſtürzte zunächſt ja von Fall zu Fall. Schon ſind die Zeiten andere, und der Bund mit dem Teufel in Perſon regt unſer ſittliches Empfinden nicht mehr ſo ſtark auf. Wir ſind ſogar eher geneigt, das Prometheiſch-Trotzige darin mitfühlend zu ſchätzen. Wer verſtände nicht in unſeren Tagen das „leider auch Theologie" nur zu gut? Goethe geht alſo auf ſtärkere Mittel. Gretchen wird eine Vordergrundgeſtalt der Dichtung. Wer ihr, wie ſie gezeichnet iſt, ein Haar krümmen wird, den begreifen auch wir als den Verworfenen, den ſataniſch Sündhaften in ſeiner Sünden Maienblüte. Und hier wirklich ſtürzt Fauſt von Fall zu Fall. Nichts wird uns geſchenkt. Diesmal war das Exempel auf ſeiner Meſſerskante. Eine blutrote Spur bezeichnete ſeinen Schnitt. Ja Gretchen ſtürzt mit. Ein ſittlicher Weltuntergang wurde die Tragödie im alten Schuld- und Strafſinne. Und was wird ſie bei Goethe? Nicht nur Gretchen, ſondern auch Fauſt kommt zum Schluß in den „Himmel". Wie iſt das logiſch möglich?

Wir erfahren ein vollſtändig Neues über die Theorie der Sünde. „Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen." Das iſt der

Triumph der Entwickelung. Von Urbeginn bestimmt sind nicht schwarze und weiße Kugeln in ewig sich abrollendem Lauf. Bestimmt, ewig determiniert ist nur eine rastlose Fortentwickelung der Dinge. Innerhalb dieser Entwickelung liegen Gut und Böse, Schuld und Verdienst als Stufen im Wechselspiel der Entwickelung selbst. Die „Schuld", die Disharmonie, ist nur die Uebergangsform, die der „immer Strebende" auf sich nehmen muß, um zu noch höherer Harmonie zu gelangen. Das Böse ist nicht das Schicksal des Menschen im alten Sinne, sondern es ist nur die Trübung zwischen dem Guten und dem Besseren, die den Umschwung bezeichnet. Die Harmonie geht durch die Disharmonie als ein Entwickelungsmoment zur höheren Harmonie. So sehen sich Faust und Gretchen, die sich unter Wehrufen am Schluß des ersten Teils in der vollen Finsternis verloren hatten, am Ende des zweiten Teils in der vollen Goldfülle des Lichtes einer höheren Harmonie wieder.

Faust ist der strebende, sich rastlos entwickelnde Mensch. Der rastlose Drang selber, die von Anbeginn determinierte Entwickelung in ihm, stürzt ihn in das, was im alten Sinne „Schuld" heißt. Der Kreis, in dem er lebt, erscheint ihm zu eng. Er fühlt eine innere ideelle Disharmonie, obwohl außen alles glatt ist und vom Famulus Wagner, der noch weit in der Entwickelung zurück ist, als wahre Seligkeit

gepriesen wird. Gewaltsam reißt Faust alles auseinander. Er sprengt seinen anfänglichen Kreis, in schriller Dissonanz. In den Sturz reißt er Gretchens kleine liebe Verhältnisse mit hinein, in furchtbarer Katastrophe. Aber fest hält der Dichter die Zügel in der Hand. Das „strebende Bemühen" selbst erledigt auch wieder die Schuld. Denn es ist das Weltprinzip: die Entwickelung. Ohne Fausts Schuld stände die Welt still, und das eben wäre die einzige ganz große Schuld, die unverzeihliche Sünde wider den heiligen Geist.

Faust ist aber die Menschheit überhaupt. Was haben ihr alle Sünden, alle Schuld, alle Dummheiten geschadet? Höher und höher nur ist sie gestiegen. Keine Hölle winkt ihr, sondern das volle Licht. Kampf, Not, Jammer, die Stimmen Faust und Gretchens, die in der Grabesnacht verhallen — und doch immer aufwärts. Und immer der unsichtbare Geisterchor: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

Man denke an den Schluß des zweiten Teils. Es ist dunkel geworden, der Greis ist erblindet. Schauerlich durch die Nacht klirrt der Spatenschlag der Lemuren, die sein Grab schaufeln. Mephisto steht lauernd, man meint die letzten Herzschläge des Todgeweihten durch die kalte Weltenstille pochen zu hören. Noch zwei, drei — und es ist aus. Dann stürzen die rohen materialistischen Erdteufel

der Verweſung über den Leichnam. Und der ſkeptiſche Geiſterkönig der Nichtigkeit hält die Uhr an. „Der Zeiger fällt.“ Bloß ein Menſch mehr im Nichts. „Da iſt's vorbei! Was iſt daran zu leſen? Es iſt ſo gut, als wär es nicht geweſen.“ Und doch iſt von der bleichen Lippe des Sterbenden durch dieſen eiſigen Nebelabend faſt unbemerkt, vom Teufel unbemerkt, das Ewigkeitswort erklungen, das Wort vom Augenblick, der in Äeonen nicht untergehen kann. Und auf einmal rinnt es aus den bleiernen Wolken, die wie ein Sargdeckel auf der Welt lagen, von Roſenlicht. „Blüten die ſeligen, Flammen die fröhlichen.“ „Luft iſt gereinigt, atme der Geiſt!“ Das iſt der Tod: bloß Entwickelung. Tod wie Schuld: es reißt bloß ein Schleier vor einer neuen Stufe der Harmonie. „Fauſts Unſterbliches.“ Davor verſinken auf einmal Mephiſto und die Seinen im Grab, die einzigen wahren Toten der Tragödie.

Im Augenblick, da dieſer Fauſt in den „Himmel“ kommt, bricht aber eine ſtarre Schale in der Entwickelung des Menſchengeiſtes ſelbſt. Das Chriſtentum hatte ſie nicht brechen können, — ſo wie es geworden war. Selbſt ein Dichtergeiſt von der Größe Dantes hatte ſie mit ſeiner Hilfe nicht bewegen können. Erſt Goethe beſitzt den Hebel, der ſie ſprengt.

Der Entwickelungsgedanke war für Goethe zugleich die Gewähr für eine einheitliche Welt.

Er umfaßte ihm die phyſiſche Welt ſowohl wie die ſittliche, die Natur wie den Menſchen — und damit war der Dualismus, die Erklärung der Dinge aus mehreren Wurzeln überflüſſig. Auf dieſe im Innerſten erkämpfte Einheitsauffaſſung der Welt pflegte er dann den Schwerpunkt ſeiner Weltanſchauung im aktuellen Falle zu legen. Gern betonte er gerade ſie als ſein Beſonderes, an dem er maß, wenn es ſich darum handelte, ob er ſich mit irgend einer Anſicht über Dinge vertragen ſollte oder nicht. Von hier aus erwuchs ſeine nie verleugnete gründliche Verachtung für alle, die in der Natur etwas „Fremdes" ſehen wollten. Gotteslästerer erſcheinen ſie ihm. Ein Greuel war ihm die Idee einer ſeparaten geiſtloſen Materie und eines beſonderen ſittlichen Bewegungsprinzips, das mit ihr als einem ſittlich Indifferenten ſchaltete. Die Natur ſelbſt war ihm der Weg zum Sittlichen, war ihm das ſich entfaltende Sittliche. Hier war der Punkt, wo er ſich zweifellos mit Giordano Bruno berührt. Man wird aber immer gut thun, das hergebrachte Deckwort Pantheismus bei Goethe einer feſten Definition zu unterwerfen, wenn man es anwenden will. Durchaus nicht jeder Pantheismus iſt gleich zu ſetzen mit dieſem Entwickelungs-Pantheismus Goethes. Und nur als Moniſten wird man ihn ſtets und ohne Mißverſtändnis bezeichnen dürfen. Moniſt iſt er bis zur Leidenſchaftlichkeit.

Im Banne des Entwickelungsgedankens mußte aber auch eine Frage noch ein ganz besonderes Antlitz erhalten, die Denker und Dichter gleichmäßig berührt: der Begriff des Ideals. In der Auffassung vom Ideal scheiden sich noch heute Welten. Und es scheiden sich Welten dicht neben Goethe.

Es giebt zwei Faſſungen des Idealbegriffs, die zu einander ſtehen wie Licht und Nacht, wie Leben und Tod. Wenn wir vom Ideal reden, ſo iſt es faſt ſchon ein durch Alter ehrwürdiger Brauch, Goethe und Schiller mit einander zu vergleichen. Kein großer Dichter-Denker hat das Wörtlein Ideal ſo unabläſſig tönend als einen Feldruf, als ein Leitmotiv ſeines Lebens im Munde geführt, wie Schiller. Naive Gemüter befriedigen ſich mit dem Spruch: Schiller ſei der Mann des Ideals geweſen — neben Goethe dem Realiſten. Der Philiſter, der die Glocken ganz fern hat läuten hören, verwandelt das in ein Werturteil, wobei Schiller abſolut ſteigt und Goethe abſolut ſinkt. Schiller und Goethe ſind aber beide ſo gewaltige Geſtalten, daß aus dieſer Region kein „Hauch der Grüfte“ zu ihrer wahren Größe überhaupt herandringen kann. Wo ſie in eine ideelle Gegenſätzlichkeit wirklich treten, da ſind es höchſte, heilige Gegenſätze auf den Bergen der Menſchheit, von denen der Philiſter im Tal überhaupt noch nichts weiß. Es liegt aber ein Gegenſatz tatſächlich vor innerhalb des Idealbegriffs. Nicht darüber,

ob man in den Dienſt treten ſolle des Ideals. Wenn jede Zeit und jedes Volk nur zwei ſo eherne Idealiſten hätte! Wohl aber in dem Glauben an die Rolle des Ideals, an ſeine Stellung in der Welt. Dieſe beiden Rieſen im Ideal, ſie hatten jeder eine andere, grundlegend verſchiedene Auffaſſung vom kosmiſchen Gehalt, möchte ich ſagen, des Ideals.

Hören wir die eine Anſicht.

Um uns tobt die grauſame, die ſchonungsloſe Welt der Wirklichkeit. Der Menſch iſt in ſie hineingeworfen, er weiß nicht woher, er weiß nicht wohin. Nur eines weiß er: daß das unerbittliche Schickſal ihn freſſen wird. Ob er nun als Guter ſich bewährt, ob er als Schlechter fällt: zuletzt rafft ihn die ſchwarze Welle hier wie dort. Und wie der einzelne Menſch, ſo die Menſchheit. Das ganze Gute in ihr iſt nur ein Wellenkamm, das Schlechte ein Wellental, aber die Wellen wechſeln. Was geworden iſt, iſt wert, daß es wieder zu Grunde geht. Ein ewig tobender Kampf, deß wir keinen Sinn wiſſen.

Aber über dieſer trüben Welt lacht eine geheimnisvolle Fata Morgana: das Ideal. Eine ebenſo ewige Inſel der Seligen, die wir aber nur träumend ſchauen. Ein Regenbogen von unſagbarer Reine. In dieſem Traum iſt all unſer Sehnen erfüllt. Er iſt unſer wahres Leben.

Das Ideal und das ſogenannte wirkliche Leben aber ſind inkommenſurable Größen. Sie abſolut zu

trennen ist unsere höchste Aufgabe. Was im Ideal unsterblich leben soll, „muß im Leben untergehn". Unter die Hufe der Pferde — das ist das Los des Schönen auf der Erde. Im Ideal aber ist es der Triumphator. Je mehr sich unser Denken befreit von der thörichten Hoffnung, irgendwie die Ideale bewährt zu finden in dem endlosen Daraufloshasten dieser „Wirklichkeit", — desto reiner, desto abgeklärter wird der eigentliche Standpunkt des Ideals. Sein Wesen beruht eben in der absoluten Gegensätzlichkeit zum Gange der Welt und ihrem ganzen Sein und Werden. Wehe dem Toren, der in dieser Welt jemals an Verwirklichung der Ideale glaubt. Unter den Hufen der Pferde wird er lernen. Der ewig ferne Anblick des blühenden Regenbogens muß unser Trost sein. Ihn kann die Welt nicht schwärzen, weil er ihr nicht angehört. Aber daß wir zugleich, ohne ihn je erreichen zu können, angeschmiedet sind an diesen Fels der Welt, das eben ist die menschliche „Tragödie", die nie enden wird.

In solchen oder doch ähnlichen Bildern kommt die eine Fassung des Idealbegriffs durch die Kulturgeschichte herauf. Ihr Wesen ist ein grundlegender Dualismus. Zwei Kreise, die sich niemals schneiden: Ideal und Wirklichkeit. Im Kern ist dieser Dualismus sogar schärfer als der gangbare Dualismus der Theologen. Gott und Welt, Schöpfer und Erschaffenes waren wenigstens keine absoluten Gegen-

ſätze. Immer, auch in der extrem dualiſtiſchen theologiſchen Denkweiſe, regt ſich ein leiſes Ahnen wie zwitſchernde Vogelſtimmen vor Morgengrauen von einer endlichen Heimkehr der vielgeprüften Kreatur doch wieder zu Gott — wenn es auch nur als Wunder eben dieſes Gottes, als „jüngſter Tag", gedacht werden konnte. Zwiſchen Ideal und Wirklichkeit in jenem Sinne aber iſt nie eine Heimkehr, eine endliche Wiederverſchmelzung möglich. Schiller iſt bis zu ſeinem Ende in dieſem Idealismus geblieben, mit der ganzen Tapferkeit ſeines reinen, wahrheitsdurſtigen Geiſtes, der um irgend einer Hoffnung willen kein Titelchen abließ von dem, was ihm als Wahrheit galt. Den ganzen Prometheustrotz ſeiner ſtarken Seele hat er in dieſen ſeinen Idealbegriff hineingegoſſen. Von hier aus hat er ſeine Definition der Tragödie aufgebaut, die in allem Weſentlichen die der alten griechiſchen Tragödie war und ſein mußte, eben wegen des gleichen vollkommen tragiſchen Idealbegriffs. Eine abſchließende Geſtalt iſt Schiller in dieſem Sinne, ein Gigant, mit dem eine Epoche unabläſſigen blutenden Geiſtesringens *endet*.

Gegen dieſen Idealbegriff aber erhebt ſich ein zweiter, leiſe an die Eiſchale pochend in denſelben Jahrhunderten ſchon und endlich flügge genau in dem Moment, da Schiller den anderen krönt und abſchließt.

Die Welt ist eine ewige Entwickelungseinheit. All ihre Hoffnungen und all ihre Erfüllungen liegen in ihrer einheitlichen Bahn. Das Ideal ist keine Fata Morgana, sondern es ist ein Zukunftsbild.

Das Ideal ist eine Stufe der sich vorwärts entwickelnden Realität..

Jedes auftauchende Ideal in der Menschheit ist der voraufschreitende Lichtkegel einer kommenden höheren Entwickelungshelle. Als Ideal taucht das Neue, das Höhere zunächst auf. Daß es auftaucht, ist eine Gewähr der schon sich anbahnenden Realität. Eines Tages wird es erfüllt sein. Allerdings liegt in dieser Erfüllung zugleich ein Prozeß ad infinitum, weil die Entwickelung ad infinitum geht. Die Erfüllung ist nie so vollkommen, daß nicht die Möglichkeit einer Überbietung bliebe. Diese Überbietung, sobald sie eine gewisse Stärke erlangt, gibt sich zu erkennen als neues Ideal. Aber abermals arbeitet die Wirklichkeit auf eine höchste Annäherung hin, schneidet in einem Kulminationspunkt das Ideal und erzeugt es neu als Fixierung des zu erobernden Horizontes vor sich.

Jedesmal ist ein Ideal der Zielpunkt einer Entwickelung in der Realität. Daher seine ungeheure Kraft. Es ist ja nicht eigentlich seine eigene Kraft, sondern die Wucht der von Ewigkeit determinierten Entwickelung selbst, die als Unterströmung in ihm

fließt. Faßt man den Menſchen als den Triumph des reflektierenden Bewußtſeins, ſo iſt die bewußte Idealbildung des Menſchen nichts anderes, als das Bewußtwerden der Entwickelung, die in dieſen Menſchen gelegt iſt.

Nehmen wir ein paar einfache Beiſpiele, um den Sachverhalt zu erläutern.

Der Grieche formt ſich ſeinen Idealbegriff: ſeine Götter. Sie ſind mehr als Menſchen. Sie fliegen über den Ozean, wandeln auf Wolken, beherrſchen den Blitz, ſehen durch verſchloſſene Wände, machen ſich unſichtbar, nehmen beliebige Geſtalt an, und ſo weiter. Götter wird das genannt. In Wahrheit iſt nichts darin enthalten als ein Zukunftsbild der Menſchheit ſelbſt. Wir leben ſchon nahezu im Schnittpunkt dieſes Ideals mit der Wirklichkeit. Wir reiſen im Luftballon durch die Wolken. Wir erzeugen beliebig elektriſche Ströme, ſchreiben, reden, verteidigen uns, greifen an damit. Wir arbeiten mit Röntgenſtrahlen. Wie wenig fehlt und uns erwächſt die volle Gabe, durch Hypnoſe uns einen andern in jede verlangte Geſtalt zn verwandeln. Der Hypnotiſierte hält eine ungeſchälte Kartoffel für den beſten Apfel und umgekehrt. Seit wir wiſſen, daß „unſichtbar" ſein nichts anderes heißt als: durchläſſig ſein für alle Lichtſtrahlen, iſt das Prinzip der Tarnkappe mindeſtens der praktiſchen Phyſik überwieſen. Ja in ſo viel anderen Dingen

wäre der Zeus des Ideals heute bereits ein Stümper gegenüber einem modernen Physiker im Vollbesitz der Idealerfüllung — ein witziger Stoff für einen neuen Lukian.

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Ein Ideal taucht auf: die Menschenliebe. In den geschichtlichen Schranken der noch mangelhaften Bewußtheit wird es in den Himmel projiziert. Gott ist die Liebe. Aber allmählich sieht man, daß Gott nichts ist als eine Umschreibung für die Menschheit. Die alten Naturkräfte, Licht, Gravitation, Magnetismus sind nicht „liebend". Aber der Mensch, hervorgegangen in ihrem Banne und in seiner Entwickelung aufgegangen wie eine Sonne über bestimmtem Feld: dieser Mensch ist reif zur Liebe. Er selbst ist die Realität schließlich seines liebenden Gottes-Ideals. Wir leben noch nicht im vollen Schnittpunkt hier von Ideal und Wirklichkeit. Aber wer will leugnen, daß wir darauf losgehen. Das Beispiel ist interessant überhaupt für ein höheres Gottesideal. Ein Gott nur noch. Dieser Gott allwissend, allgütig. Was ist das anders, als ein idealer Ausdruck der weiter entwickelten Menschheit selbst? Eine Menschheit, durch Forschung allwissend, durch Menschenliebe allgütig und einheitlich, ein einziges Individuum gleichsam nur noch zum Schluß?

Was ist das Paradiesideal anders, als eine soziale Glücksvorstellung, die bloß irrtümlich an den

Anfang der Kultur projiziert worden ist? Ihr wahrer Sitz ist die Zukunft. Mit jeder kleinsten sozialen Tat wachsen wir auf dieses Ideal zu. Einen Zustand des sozialen Gleichgewichts für alle, der zugleich eine ungeheure Arbeits-Entlastung wäre.

Wiederum das umschlösse aber einen neuen Schnittpunkt von Idealen. Von der Arbeit im Groben entlastet, entfaltet schon heute sich, aufschäumend wie das Champagnergas bei aufgehobenem Druck, der ästhetische Mensch. Die Schönheitsideale, schon bei uns mächtig, gehen dereinst auf eine reale Erfüllung an. Der schöne Mensch wird unmittelbares Ziel. Zuerst der schöne Mensch, wie wir ihn schon ersehnen inmitten der Enge und der Ängste unseres Daseinskampfes, dieses Kampfes, der selbst noch tief unter dem schlichtesten uns schon sichtbaren sozialen Ideal steht. Dann aber, entlastet, erst der wirklich ästhetische Mensch, der Mensch noch unvergleichlich höherer Ideale des Schönen, die erst der sozial entlastete Mensch überhaupt sehen wird.

Weite Perspektiven eröffnen sich vor solcher Denkweise überall hin. Die Phantasie, so gern als Gauklerin verachtet, erscheint seit Alters tatsächlich so als die Seherin innerhalb des Bewußtseins, die Idealbilderin, die in Wahrheit in diesen Idealen nichts anderes gegeben hat, denn den dämmernden Frühschein der werdenden Realität. Der ausgesprochene Phantasiemensch, der Künstler, wäre

im Grunde der konsequenteste Realist und Wirklichkeitsschauer — bloß daß er die Realität der Zukunft schon schaut, daß er schon in Zielen lebt, die erst ferne Zukunft erfüllen kann. Aber wie das klare Bewußtwerden der Dinge offenbar ein großer Entwickelungsfortschritt selber ist, — so wäre dieser Künstler zugleich ein Mitschaffender an dieser Erfüllung in einer Weise, die ihm keiner sonst nachtäte.

Ich habe den Weg, den ich bezeichnen wollte, durch eigene Gedanken geführt, doch in der Hoffnung, daß er so erst recht klar werde. Alle entscheidenden Züge entsprechen dabei aber auch Goethes Idealbegriff.

Unzählig sind die Stellen seiner Werke, wo er diese Erfüllung des Ideals in der Realität predigt. Wem so proteisch vielgestaltig die Dichterrollen aus dem Innern redeten, der mochte ja in manchem gelegentlichen Ausspruch auch sich einmal recht anders geben. Auch Mephisto, den er geschaffen, war ja ein Geist in seiner eigenen Brust, sonst hätte er ihn nicht so schaffen können; er hegte ihn, wie Gott in der Theologie doch auch den Teufel in sich begreift. Aber immer, wenn er, wie es in der Bibel heißt „seine Lenden gürtet", um im Angesicht des Reinsten, des verantwortlichen Teils in sich selbst zu reden, dann immer bricht auch die große positive Anschauung mit Elementargewalt bei ihm vor. Eins ist dann seine Welt, einig in sich. Und in

dieſem göttlich Einheitlichen iſt auch der Regenbogen des Ideals ein Einſchlag nur im ungeheuren Gewebe.

Von dieſem ſeinem Idealbegriffe aus wußte Goethe auch keinen Unterſchied im heiligen Sinne zwiſchen Forſcher und Dichter. Hier floß ihm ſeine eigene Einheit zu aus der großen Gott-Natur. Denn er ſelbſt war Forſcher und Dichter zugleich. Aber ein Höheres umfaßte ihm beides. Arbeiter war er an der Realiſierung des Ideals, Idealbildner und Idealerfüller zugleich. In die Kunſt warf er als Meiſter ſeine Ideale — und wußte doch, daß dieſe Statue eines Tages in der Erfüllung der Ideale der Menſch ſelber ſein werde, den dann der Forſcher in Fleiſch und Blut prüfen könnte, genau ſo wie heute ſein reales Natur-Objekt nichts anderes war, als der realiſierte Traum uralter, ganz oder halb verſchollener Ideale, die auch damals wohl bloß ein Künſtler erſt beſeſſen hatte.

Auch Goethe wußte dabei, was Tragödie war. Auch er wußte, wie dieſer Entwickelungskampf mit ſeinen ſchon auftauchenden Idealen inmitten einer verzweifelten zeitlichen Unvollkommenheit, mit ſeinem beſtändigen idealen und realen Anachronismus, einen tieftragiſchen Zug hat. Der Mann, der den erſten Teil Fauſt geſchrieben hat, hat das wohl beſſer gewußt, als irgend einer. Aber was ihn erſt zu dem großen Goethe macht, zu dem Lichtführer, den wir

brauchen — das ist letzten Endes wirklich nur dieser allemal sieghafte Optimismus seines Idealbegriffs, der in allen Sündflutwassern der Tragödie immer doch den einen Leuchtturm hat: die Zukunft. Wer braucht das mehr, als wir . . . in den Stürmen unseres sozialen, ethischen, ästhetischen Lebens, wo so ganz der Schwerpunkt auf der Zukunft liegt. „Auf den Bergen ist Freiheit . . .“ Aber diese Berge sind nicht die glitzernden Stufen eines Regenbogens. Die Menschheit ist der Berg selbst.

Für einen Mann, der ſo ſeinen Frieden gemacht mit dem Ideal, mußte aber noch wieder der Begriff der Entwickelung ſelbſt eine ſcharfe individuelle Definition erfahren.

Wir arbeiten ja heute mit dieſem Worte gern, als ſei es in ſich nur mehr eindeutig. In einem innerlichſten Sinne iſt aber zu bedenken: auch Entwickelung kann ich ſo faſſen — und ſo.

Ich kann an eine einheitlich *natürliche* Entwickelung in allen ſich entwickelnden Weltendingen glauben. Feſte Naturgeſetze. Keinerlei Eingriffe von „oben". Keine logiſche Möglichkeit einer Durchbrechung des Weltenlaufs durch irgend eine fremde Macht. Gott und Welt ewig eins. Und der Menſch ein Glied nur dieſer natürlichen Welt, wie Pflanze, Kriſtall, Stern, Weltſyſtem.

Dieſen Standpunkt einmal zugegeben und alſo den Monismus im Prinzip auf alle Fälle geſichert, kann ich aber vor der Entwickelung doch noch zwei grundverſchiedene Standpunkte einnehmen.

Ich kann den Schwerpunkt meiner Weltauffaſſung legen auf das Einheitliche in der Weltſubſtanz.

Alles Werden, alle Entwickelung erſcheint mir dann nur als das Wellenſpiel eines doch ewig Gleichbleibenden. Und gerade dieſes Gleichbleibende iſt dann das Monon, auf das ich Wert lege für eine „einheitliche“ Auffaſſung der Welt. Die eigentliche Entwickelung erſcheint dem gegenüber als das ganz Sekundäre, Gleichgültige. Sie bezeichnet, aufſteigend bald und bald wieder abſteigend, nur die kleinen Wellenkurven der großen Urmaterie, die als ſolche ſich nie ändert. Die Frage mag als eine uns unlösbare beiſeite bleiben, warum der große Grundozean beſtändig ſolche Wellen wirft. Das uns Erkennbare und daher Weſentliche iſt jedenfalls, daß dieſe Wellen nach kurzem Steigen, kurzer „Individualiſierung“ alsbald doch wieder in das Gemeinſame, die Grundmaſſe, zurückfallen und reſtlos, ſpurlos darin wieder eingeſchmolzen werden. Alles, was uns mit unſerm kurzſichtigen Zeitbegriff als anſteigende Entwickelungslinie erſcheint — alſo etwa die Bildung organiſchen Lebens auf der abgekühlten Erde, die Linie vom Tier zum Menſchen, die geſamte Kulturſteigerung zwiſchen dem Eskimo der Höhlenzeit und Goethes Gehirn, — das alles wären nur ſolche vorübergehenden Wellenberge im ewig gleichen Ozean des Ureinen, der ſelber unverändert, nicht niedriger, nicht höher, bleibt und jede ſeiner Wellen in ſich hinabſchlingt, ſobald ihre Stelle übeſchritten iſt, wo ſie „kippt“.

Das „Einheitliche“ der Welt ist in diesem Gedankengange eigentlich der Todfeind aller Entwickelung. Jede Entwickelungswelle ist ein ewig erneuter, aber ewig gleich hoffnungsloser Versuch, die große Materieeinheit durch Individualisierung zu durchbrechen — ein Versuch, der jedesmal an der Vereinheitlichungsmacht, der Nivellierungsmacht des auffaugenden Urgrundes wieder scheitert.

Dem gegenüber läßt sich nun ein anderer, grundverschiedener Ideengang von derselben Basis des Einen, des Monon aus denken, der das ganze Gewicht auf die Entwickelung selber legt. Das Einheitliche der Welt wird hier gesucht nicht in dem ewig Gleichen des Urgrundes, sondern in der ewigen Stete der Entwickelung, in der sich das Weltwesen dahin bewegt.

Bleiben wir, um uns Klarheit zu wahren, auch hier bei dem Bilde eines ursprünglichen Weltenozeans. Er mag genau so aussehen wie jener andere. Wellen plätschern auf und ab. Aber damit ist die Sache nicht einfach und für immer erschöpft. Dieser plätschernde Ozean ist nur ein geschichtliches Urbild, ein bestimmtes Entwickelungsstadium selbst, das wir einmal als Ausgang nehmen. Und in Wahrheit vollzieht sich während des Geplätschers ein langsamer, aber unaufhaltsamer Prozeß, in dem jede Welle abermals eine Rolle hat. Von der bebewegten Meeresoberfläche lösen sich feine Wasser-

teilchen in die Luft hinein. Das Meer verdampft ganz allmählich. Die nötige Zeit gegeben — und es zieht in Wolken davon, aufgelöst, abgetan als Meer, eingegangen im Ganzen in eine völlig neue Entwickelungsform. Dieser Prozeß geht ad infinitum weiter in einheitlicher Entwickelung. Wohlverstanden: einer Entwickelung des Ganzen.

Ist die Betrachtung einmal hier angelangt, so unterliegt es keiner Schwierigkeit, in diesen Begriff einer Totalentwickelung der Welt noch etwas hineinzubringen, das gerade Goethe höchst wertvoll war. Je älter, reifer er wurde, desto sicherer trat es in den Vordergrund seiner Naturauffassung. Nämlich der Gedanke einer im Ganzen einheitlich steigenden Entwickelung. Der Begriff der „Steigerung", wie er es nannte.

Der Beweis, sofern hier von strengen Beweisen die Rede sein kann, liegt in einem gewissen Induktionsschluß. Wir sehen allerdings im Detail der Natur um uns her zunächst ein Gewirre bloß kleiner, steigender, wieder kippender Wellen. Aber das würden wir ja bei jenem Meere auch nur gesehen haben, wenn wir nicht ungezählte Zeiten fort und fort beobachtet hätten. Solcher großen Zeitüberblicke ist uns Menschen heute nun in Wahrheit nur ein einziger gegeben. Ein Einzelfall von einigen tausend Millionen Jahren. In dieser Zeit aber — was sehen wir? Ein Sternsystem rinnt durch den

Raum daher wie ſilberne Flocken. Eine Sonne kriſtalliſiert ſich heraus. Die Sonne entläßt Planeten um ſich her. Ein ſolcher Planet, die Erde, glüht ab und gebiert auf einer beſtimmten Abkühlungsſtufe Leben. Und dieſes Leben beſchreibt eine Bahn von der Monere bis zum Menſchen. Worauf dieſer Menſch ſich vom Pithecanthropus von Java zum Eiszeit-Eskimo von Taubach entwickelt, — und dieſer Eskimo endlich wird Buddha, Demokrit, Phidias, Chriſtus, Michelangelo, Galilei, Shakeſpeare und Goethe. Ein zweites Beiſpiel, das über Jahrmillionen reicht, haben wir nicht. Wir wenden alſo den Induktionsſchluß vom einzig Gegebenen auf das Allgemeine an und ſchreiben der Welt, wie eine allgemeine Entwickelung überhaupt, ſo in dieſer Entwickelung auch eine Steigerung vom Nebelfleck zu Goethe zu. Natürlich ſind wir ſelber kein Schlußwert, die Linie geht unaufhaltſam auch über uns weiter. Einer oberflächlichen Momentbetrachtung mag die ganze Kulturmenſchheit ſogar wieder bloß eine Welle ſein. Aber dieſe Betrachtung würde die paar Atome Waſſerdunſt überſehen, die von dieſer Welle in die Höhe gehen und an deren Leiter ſchließlich ein Ozean in die Wolken klettert. Dieſe Atome reichen vollkommen hin, um die Einheit der Entwickelung zu wahren in jede beliebige Steigerung hinein.

Es genügt mir auch hier, den Gedankengang so weit aufgerollt zu haben. Ich gehe nicht auf feinere Wertungen ein, die ins Weite führen würden. Der Begriff der Entwickelung erfordert an dieser zweischneidigen Stelle eine philosophische Klärung, die ihm erst eine scharf denkende Generation allmählich geben wird. Wieder aber besteht kein Zweifel, welcher Linie Goethe sich vorweg schon rückhaltlos angeschlossen hatte.

Zu seinem Weltbilde gehörte als Notwendigkeit die einheitliche, sich steigernde Weltentwickelung. Ohne sie war kein Idealbegriff in seiner Fassung möglich. Ohne sie kein Faust-Wort: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

Es war Goethes Optimismus, der in diesem klaren Denkhafen Schutz fand.

Der Optimismus dieses strengen „Empirikers", der trotzig von der Dichtung ausgezogen war, um in der Zelle der verstandesschärfsten Wissenschaft sich das Siegfriedsschwert zu schmieden, mit dem er schließlich wieder die Welt als große erlösende Dichtung erfocht. Es entspricht ganz Goethes naturwissenschaftlicher Methode, daß sein Optimismus

einen Zug hat, der ihn, ich möchte sagen, als Induktions-Optimismus kennzeichnet. Er legt ihn dem großen Forschungsgange seines Lebens zu Grunde als ersten Versuch, die Tatsachenketten des Lebens auf ein umfassendes Gesetz zurückzuführen. Diese Tatsachen aber haben sein so kluges, so vielseitig treu geschultes Auge niemals genötigt, die optimistische Hypothese fallen zu lassen. Bei der Fülle seines Wissens läßt sich ohne jede Übertreibung behaupten, daß kein zweiter Mensch bisher so viel Tatsachen zugleich überschaut habe wie er. So ist sein Bekenntnis auch hier auf alle Fälle ein äußerst bemerkenswertes.

Der Entwickelungsgedanke in jener Form trägt aber einen gewissen inneren Schutz zugleich in sich gegen einen allzu leichten, zu wohlfeilen Optimismus.

Er löst uns noch keineswegs eine Reihe schwerwiegender Fragen. Selbst abgesehen von der dunkeln Grundfrage nach dem Wesen jener großen kosmischen Steigerungswelle läßt er in unserer nächsten praktischen Nähe Seltsamkeiten genug übrig. In jeder Fassung enthält der Entwickelungsgedanke jenes tiefe Wunder, wie aus „einem" etwas „anderes" wird unter Verlust der Form. Die Materie, die Kraft bleiben unsterblich. Aber in eine wunderbare Versenkung stürzt unablässig scheinbar mit jeder Entwickelung die überlebte, die überwundene Form. Ewig geht etwas verloren aus der Welt der strengsten

Rechnung, von der wir hören, daß sie kein kleinstes Zifferchen Kraft je einbüßen könne. Wie sollen wir das verstehen?

Es ist offenbar dieselbe dunkle Stelle, wo sich vor uns ein anderer Rätselpfad verliert: die Frage nach der Rolle des Individuums in der Gesamtentwickelung. Es ist die Stelle, wo uns nicht bloß die Aufgabe erwächst, in Goethes Sinne die Schuld als Entwickelungsfaktor zu erklären, sondern auch den physischen Tod. Wie verschlingt er sich in die große Weltensteigerung? Und wie steht also das Individuum zwischen seinen zwei scheinbaren Grenzmomenten Geburt und Tod?

Es sind diese Fragen gewesen, die in Goethes Weltanschauung immerfort noch einen sehr wichtigen Begriff aus sich heraus geboren haben: — den Begriff des Geheimnisses.

Nachdrücklich wußte er ihn immer wieder einzuführen. Er stand ihm keineswegs im Gegensatz zu seinem induktiven Optimismus. Im Gegenteil, der Begriff stützte ihm diesen Optimismus.

Die Erfahrung des Dichters war es hier in erster Linie, die dem Denker zu Hilfe kam. Immer weiß der Dichter, wie unter seinem Wollen und Überschauen dieses ungeheure Feld des Geheimnisvollen sich dehnt. Er fühlt wie seine Kraft von hier fließt. Ist es ihm vielleicht in verwegenen Reflexionsmomenten ein Greuel, ein Gespenst, dessen

er ſpotten möchte; ſo lehrt ihn doch lange Erfahrung ſchließlich dieſes Dunkelgebiet ſeines eigenen Selbſt achten, ja lieben. Es iſt die Quelle ſeiner größten Schmerzen, aber auch ſeiner größten Freuden — der einzigen, ſo muß er ſich ſagen, die erlebenswert ſind. Da unten, im Dunkeln, müſſen dieſe Gebiete, Schmerz und Luſt, im Geheimnis aneinandergrenzen, vielleicht verſchmolzen ſein. Allmählich lernt er, ſtill zu harren, was ihm gegeben wird, immer neugierig, „unbefriedigt jeden Augenblick“ . . . Bisweilen wird eine Anwandlung kommen, dieſes Harren als *Reſignation* zu bezeichnen. Goethe hat auch *das* Wort gern. Aber eigentlich iſt es doch nicht die Reſignation des Ausgeſchloſſenen vor der Paradieſestür. Er iſt nur eine Reſignation innerhalb des eigenen Daſeins, des eigenen Könnens. Jenes reflektierende Bewußtſein in uns, für ſein Gebiet noch nicht ſtark genug, reſigniert, unſer ganzes reiches Ich zu überſchauen, es begnügt ſich mit einem Ausſchnitt. Aber zugleich *gehört* uns ja doch dieſes ganze Ich, wir trinken aus ſeinen Quellen, auch wenn unſere Reflexion ihre Lage im Grundriß nicht kennt.

Aus ſeinem Dichtergeheimnis hat Goethe ſo gelernt, ſich zum Weltgeheimnis zu ſtellen. Es war die höchſte Korrektur des Poeten am Forſcher. Der Poet hatte ſoviel vom Forſcher erhalten. Hier zahlte er zurück. Und auch der Begriff des Weltgeheimniſſes blieb dabei fruchtbar für Goethe, weil

er auch ihm keinerlei dualistischen Zug beimischte. Das Geheimnis war einfach das Unbekannte der einheitlichen Welt, in das wir eben durch die Entwickelung in Dichtung wie Forschung hineinwuchsen. Diese Entwickelung hatte es schon so weit gebracht. Sie mochte weiter helfen. Nicht aber war es so, daß hinter dieser Wolke des Unbekannten etwa das ewig unnahbare Zweite, das Jenseits, das Überweltliche, das mystisch „Widernatürliche" stand, von dem uns eine ewige Kluft trennte. Das goldene Seil der Entwickelung verlor sich in dieses Unbekannte zukunftswärts hinein. Wir würden wandern, immer neuen Welten zu. Hier erst recht war es der Entwickelungsbegriff, der vor jedem Dualismus bewahrte und der es verhinderte, daß dieses Dunkelgebiet nun zur Gespensterkammer für alte Dogmen in der Wohnungsnot wurde. Goethe war eine durch und durch religiöse Natur. Wenn wir in ihm noch unsere Menschheitsstation feiern, so ist damit ohne ein weiteres Wort gesagt, daß der Menschengeist auf dieser Stufe noch brennt und glüht bis ins Mark von religiösem Empfinden. Aber wir verzeichnen auch, daß man ihm aus dem Lager, wo wertlose erstarrte Dogmen mit religiösem Leben verwechselt werden, als Schmähwort nachgerufen hat: „Freigeist!" Und daß er stolz war auf dieses Wort, weil es hier eine reinliche Scheidung bedeutete.

Wir haben Goethes Bild bis an ſeinen blaueſten Horizont verfolgt. Ziehen wir noch eine Nutzanwendung.

In jene Linie des Ideals, von der wir geſprochen haben, gehört auch Goethe ſelbſt.

Eine Menſchheitsgeſtalt, iſt er zugleich auch ein Menſchheitsideal.

Als Typus der Menſchheit erſcheint er uns, unnahbar, einzig, rieſig, heraufgereckt über jede Individualität. Und doch unterliegt auch er hier nur dem alten Prozeß der Idealbildung und Idealerfüllung. Als ein Fremdling aus anderer Welt ſcheinbar tritt das Ideale vor uns hin. Es umfließt eine einzelne Geſtalt: ein Heiliger, der Meſſias, der Gottesſohn erſcheint ſie. Irrige kleine Meinung baut daraus einen Kultus. Sie erzählt uns von dem Gotte, der bei uns geweſen ſei. Und wir erſchauern in unſerer ungöttlichen, armmenſchlichen Nichtigkeit. Das aber iſt gerade der verkehrte Weg.

Wir ſelber ſollen jeder einwachſen in das neue Ideal, bis jeder der Heilige iſt. Das war ſchon der tiefe Sinn des „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage", des „Was Ihr der Geringſten Einem unter Euch tut, das habt Ihr mir getan". Der ganze Kern der Chriſtuslehre lag ſchon in dieſem Punkt: der neue Menſch hat nicht da, dort einmal gelebt, — in jedem von Euch ſoll er geboren werden, ſoll das Brot brechen, ſoll gekreuzigt werden und ſoll auferſtehen. Und ſo ſoll auch Goethe, wieder ein Idealtypus der Menſchheit, einwachſen und auferſtehen in jedem von uns. Jeder ſoll werden wie er. Fünfzehnhundert Millionen Menſchen auf Erden, das Ideal vollziehend in ſich. Dann iſt die Menſchheit nicht in Goethe, dem einzelnen Manne in ſeinem niedrigen Stübchen zu Weimar — dann iſt Goethe in der Menſchheit. Er, mit der Sternenweite ſeines Blicks, mit der Kraft des prometheiſchen Selbſtdenkens wie der ſtillen Hingabe an das „Geheimnisvolle", an den im Dunkeln rinnenden Strom des innerſten Ich — mit der Sehnſucht, die alle Schuld zerbrach und Fauſt in den Himmel führte — mit der unwandelbaren Treue zu der Einheit der Welt, die im Stern und im Bettler einen Bruder ſah — er mit alle dem in uns.

Am Tage, da das erfüllt iſt, mag Goethe, der Große, der Gewaltige, getroſt vergeſſen werden.

Neue Ideale werden über uns ſein, wie auf-

strahlende neue Sterne des Alls, zu denen die Sonne gewandert ist. Die Entwickelung zerbricht die Puppenhülle einer alten Form. Goethe fällt, weil wir alle Goethe sind.

An dem Tage ist die Gruft von Weimar leer. Goethe ist tot — weil er auferstanden ist.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

Werke

von

Wilhelm Bölsche

Das Liebesleben in der Natur. Drei Bände. Leipzig, Eugen Diederichs Verlag.

Vom Bazillus zum Affenmenschen. Naturwissenschaftliche Plaudereien. Zweite Auflage. Leipzig, Eugen Diederichs Verlag.

Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen. Bondis Verlag, Berlin.

Entwickelungsgeschichte der Natur. Zwei Bände. J. Neumanns Verlag, Neudamm.

Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. Leipzig, Eugen Diederichs Verlag.

Die Mittagsgöttin. Roman. Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Eugen Diederichs Verlag.

Der Zauber des Königs Arpus. Eine heitere Geschichte. Zweite Auflage. Leipzig, Karl Reißners Verlag.

Ernst Haeckel. Ein Lebensbild. Leipzig, Verlag von Hermann Seemann Nachfolger.

Charles Darwin. Ein Lebensbild. Leipzig, Voigtländers Verlag.

ified